

Ernst Wiechert und wir

Zu seinem zehnten Todestag

Vor zehn Jahren — am 24. August 1950 — starb Ernst Wiechert in Uerikon am Zürcher See. Wir bringen aus diesem Anlaß einen Artikel von einem seiner Schüler am Königsberger Hufengymnasium.

Es scheint, als werde die Nachwelt Ernst Wiechert nicht in der Weise gerecht, wie es unserem großen Landsmann zukäme. Zwar sind alle seine Werke bei dem Münchener Verlag Kurt Desch erschienen — einige sogar neuerdings in verbilligten Ausgaben, („Wälder und Menschen“ und „Jahre und Zeiten“ in einem Band, Leinen 14,80 DM; „Missa sine nomine“ — 7,80 DM) (und zwei weitere in Taschenausgaben bei Ullstein und Goldmann) — („Die Majorin“ — Ullstein 1,90 DM; „Das einfache Leben“ — Goldmann, 3,80 DM), aber er scheint heute mehr an den Rand unseres Lebens gerückt als zu der Zeit, da er nichts veröffentlicht durfte.

Liegt es an ihm oder an uns? Ist seine Welt nicht mehr die unsrige, sind die Probleme seiner Menschen nicht mehr die unserer industrialisierten Massengesellschaft? Sind wir durch die Er-

in den Pausen oder am Abend war, und er hörte uns genauso geduldig an wie im Unterricht. Selten sprach er von sich, meist fragte er nach uns und den anderen. Nie zwang er uns eine Meinung auf, stets war er nur auf unsere und seine Wahrhaftigkeit bedacht und ließ unter dieser Bedingung jeden von seiner Meinung abweichenden Standpunkt gelten. Er nahm sich auch immer Zeit für seine umfangreiche Korrespondenz und war darin ebenso diszipliniert und gewissenhaft wie in seiner Arbeit und in seinem sonstigen Leben.

Hat er ein fröhliches Herz gewonnen? Er, der wie ein gefangenes Tier unter dem Lärm und der Phrasenhaftigkeit der Zivilisation zeitweilig litt und noch seit 1945 auf bittere Weise in sie hineingezerrt wurde? Lesen wir sein letztes Werk, die „Missa sine nomine“, und wir werden uns die Antwort geben können.

Dies führt uns zum zweiten: Was hindert uns vor allem, ein fröhliches Herz zu gewinnen, frei zu uns selbst zu werden, zu leben, was wir sagen? Die Angst. Wiechert sagte zu uns Abiturienten, sie sei das Schrecklichste, was wir in das Leben hinaustragen könnten, und deshalb habe er versucht, sie uns zu nehmen. „Die Angst vor Menschen, vor Begriffen, Konventionen, Autoritäten. Die Angst vor Göttern und Teufeln, vor dem Gelächter und den Tränen, vor dem Ruhm und der Schande, vor den Wunden und der Verzweiflung, vor dem Schatten und dem Tode.“ Muß ich nach dem oben Gesagten betonen, daß Ernst Wiechert die Prüfungen, die über sein Leben kamen, bestanden hat? Und deshalb können wir es ihm glauben wie selten jemandem, wenn er vom „tapferen Herzen“ schreibt, das es zu gewinnen gelte.

Die Kraft dazu kam ihm aus der Stille. Wenn je ein Mensch aus der Stille lebte, dann er. Nie hat ihn der Lärm, der Betrieb, alles Laute und Geschäftigkeit verführt. Er lebte von seinem 18. bis zu seinem 46. Lebensjahre in Großstädten, ohne in seinem Werk wie in seinem Leben das zu verleugnen, worin und wonach er lebte: den Wald und die Heilige Schrift. So wie jede Seite, die er geschrieben hat, hiervon zeugt, so kann es jeder bezeugen, der ihn kannte. In die Schule kam er wie aus einer fremden Welt, sein Gang war bedächtig, sein Rücken wie von einer Last gebeugt, seine Stimme war leise, er sprach nie hastig, und seine Augen sahen wie von weit her unbestechlich bis auf den Grund unserer Seele. Bezeichnend für ihn ist auch, daß die Welt außerhalb seiner Heimat, in der er in den letzten 20 Jahren — in den entscheidenden seines Schaffens — lebte, diese seine Quellen unberührt ließ. Er war sich selbst und damit seiner Heimat treu, auch als er zuletzt in die Schweiz

ging, um unter unendlichen körperlichen Schmerzen sein letztes Werk zu schreiben: die „Missa“ handelt nicht von der Schweiz, sondern vom Schicksal vertriebener Ostpreußen. Von den Stille im Lande, für die er, der Mensch der Stille, stes geschrieben hat und die auch stets die positiven Gestalten in seinen Werken waren.

Abkehr darum von unseren heutigen Problemen, denen der industriellen Massengesellschaft? „Meine Freunde“, sagte er zu uns Abiturienten, „es ist nicht nötig, daß es mehr Geld auf der Welt gibt, mehr D-Züge, mehr Parteien, Sekten, Vereine, Weltanschauungen. Aber es ist nötig, daß es etwas weniger Träume auf der Welt gibt, etwas weniger Unrecht, etwas weniger Gewalt, etwas weniger Qualen. Wer in diesem Jahrhundert auf die Erde tritt, hat nicht dafür zu sorgen, daß die Gemeinschaft der Satten und Zufriedenen sich vermehre, sondern daß die Gemeinschaft der Erniedrigten und Beleidigten sich vermehre... Seht unsere Schulen an, unsere Universitäten, unsere Kirchen, unsere Zucht Häuser, unsere Fabriken. Seht unsere Liebe an, unseren Haß, unser Ideal, unser Mitleid.“

Leider haben wir zu wenig — wie Wiechert es in seiner „Rede an die Deutsche Jugend“ 1945 ausdrückte — „unsere Kraft, unser Herz und unser Blut“ hingegeben für „die Wahrheit, das Recht, die Freiheit und über allem die Liebe zu aller leidenden Kreatur“.

Und später sagt er in dieser Rede: „Wir können zu leugnen versuchen, wie es einem feigen Volk zukommt, aber es ist nicht

gut, zu leugnen und damit die Schuld zu verdoppeln.“

„Erkennt bis zu eurem Herzensgrunde, was die Gewalt ist, die Lüge, der Haß, das Unrecht, die Phrase... Laßt uns neu geboren werden und seid gewiß, daß niemand aus der Welt herausfällt, der nicht zuvor aus Gott herausgefallen wäre... Wer hat uns zugesagt, daß wir ernten sollen? Aber wir haben Gott zugesagt, daß wir säen wollen, und dies soll das Werk eures Lebens sein.“

Abkehr? Flucht? Romantik? Gestrige? Hat nicht Ernst Wiechert mit der gestaltenden Kraft eines Dichters die Quelle dessen freigelegt und mit seinem Leben bezeugt, was gerade uns Vertriebenen Kraft zur Überwindung geben kann: die Treue in der Bewahrung des Wortes Gottes, das Hören auf ihn in der Stille und das konsequente Gehorchen ohne Angst, in der Treue zu unserer Heimat, phrasenlos, demütig und in der Liebe zum Menschen und zu aller Kreatur? Ist solches anders als mit Pathos — und das heißt doch: Leidenschaft — möglich? Es ist uns gut, diesen großen Sohn unseres Landes in unsere Liebe zur Heimat einzuschließen und seine Maßstäbe auch unsere Maßstäbe sein zu lassen, zu unserer Bewährung gegenüber den für unsere Seele tödlichen Gefahren der Wohlstandszivilisation wie zur Bewältigung der Gegenwart und Zukunft unseres Volkes.

Hansgeorg Zollenkopf

Besuch bei Lilje Wiechert

Zwischen Wald und Wiesen eingebettet liegt der Gagerhof bei Wolfrathhausen, wo Ernst Wiechert von 1936 bis 1948, bevor er nach der Schweiz ging, lebte und wirkte. Lilje Wiechert, die hier das Erbe ihres vor zehn Jahren verstorbenen Gatten verwaltet, stammt wie der Dichter selbst aus Ostpreußen. Man merkt es schon bei der Begrüßung. Unverkennbar heimatisch ist der Tonfall ihrer Worte und von gewinnender Herzlichkeit. Man fühlt sich sofort wie zu Hause, obwohl der ehemalige Bauernhof weit weg von der Heimat im bayerischen Voralpenland liegt.

Lilje Wiechert ist auf Gut Ernstthal im Landkreis Tilsit aufgewachsen. Nie wird sie die schöne Zeit auf dem Gut ihres Vaters vergessen. Immer wird ihr die Heimat gegenwärtig sein. Davon zeugen nicht nur ihre Worte, sondern auch die vielen Erinnerungsstücke an Ostpreußen, die das schöne Haus birgt. Vor allem aber ist es der Dichter selbst, dem man immer wieder auf Schritt und Tritt begegnet. Da liegt im Erdgeschoß das große Bibliothekszimmer mit seinen 14.000 Bänden. In diesen Bänden, die die ganze Wandbreite einnehmen, hat er geblättert und studiert. An der gegenüberliegenden Wand hängt das 1939 von dem berühmten Porträtfälscher Leo von König ge-

schaffene Ölgemälde. Das schmale, durchgegeistete Gesicht des Dichters mit der hohen Stirn blickt ernst aus dem schweren Rahmen. Da steht eine Bronzeplastik, die der Königsberger Schmidt-Kestner modellierte. Ein Porträt von Käthe Kollwitz, ebenfalls von Leo von König gemalt, erinnert an die Wesensverwandtschaft dieser beiden großen ostpreußischen Humanisten.

Da steht der schwarze Flügel, an dem ein Freund des Hauses, der bekannte Pianist Wilhelm Kempff, so oft gespielt hat. In der Bibliothek empfangen Ernst und Lilje Wiechert ihre Freunde, unter denen sich viele bekannte Künstler befanden. So manche frohe Stunde verlebten sie hier. Aber auch Tage der Bitterkeit und des Leides, Tage der Angst und der Sorge um Deutschland, dessen Schicksal der Dichter kommen sah. Hier nahm er Abschied von seiner Frau, als er im Sommer 1938 abgeholt und für mehrere Monate in Buchenwald inhaftiert wurde. Hier stand er zehn Jahre später blutenden Herzens, als er sich entschloß, in die Schweiz zu gehen, um in Ruhe und Frieden weiterarbeiten zu können. Ob er ahnte, daß es ein Abschied für immer war?

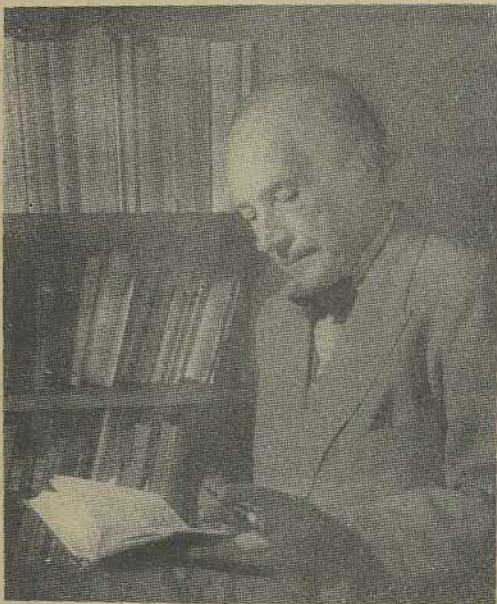
Alle Schatten jedoch, die die Erinnerung an die Tragik dieses Dichterslebens heraufbeschworen hat, verschwinden mit einem Schlage, wenn man von der Bibliothek auf die Terrasse hinaustritt. In eine unendliche Weite schweift der Blick über die von der Sonne vergoldete Landschaft. Bis zu dem im Dunst verschwimmenden Wendelstein und der Benediktenwand reicht das Auge. Dieser Blick ist so faszinierend, daß man sich in eine Märchenwelt versetzt glaubt. Diese leuchtende Ferne erinnert an die Weite Ostpreußens, aber auch an die Zukunftsvisionen, wie sie dem Dichter in seinen Büchern vorgeschwebt haben...

Im Hause treten dann wieder die Erinnerungen in den Vordergrund. In der Diele steht eine Plastik von Käthe Kollwitz. Überall hängen Bilder mit Heimatmotiven. Im Treppenhaus fällt ein prächtiger Elchkopf mit mächtigen Schaufeln in die Augen. Er stammt von der Kurischen Nehrung. Dort steht der Manuskriptschrank, der noch manche Kostbarkeit birgt. Nicht weit davon der Schrank mit sämtlichen Werken des Dichters, darunter die erst 1957 im Kurt Desch Verlag (München) erschienene zehnbändige Gesamtausgabe. Von seinem letzten Roman (Missa sine nomine), den er in der Schweiz schrieb, sind kürzlich auch die englische und die amerikanische Ausgabe erschienen.

Und das Arbeitszimmer des Dichters? Es gibt gar keins, sagt Frau Lilje. Er schrieb, wo es ihm gerade behagte. In der Bibliothek, auf der Terrasse oder auf dem Balkon, der im bayerischen Stil um das ganze Haus herumläuft. Sicher hat er dieses Haus sehr geliebt, das ganz nach seinen Wünschen umgebaut und eingerichtet wurde und an dem bis heute kaum etwas verändert ist. In dem großen Berlin hat er nur einige wenige Jahre gelebt. Auch das idyllisch am Starnberger See gelegene kleine Fischerdorf Ambach konnte ihn nur vier Jahre halten. Erst auf dem Gagerhof wurde er wirklich sesshaft... Dann stehen wir im ersten Stock in einem kleinen Zimmerchen mit einem winzigen Schreibtisch, angefüllt mit Büchern, Bildern und Andenken. Hier ist Lilje Wiecherts Reich. Auf dem Tisch liegt ein kleiner Gedichtband. Es sind Gedichte von Lilje Wiechert, die 1949 (bei Desch) erschienen sind. Ahnte sie den frühen Tod des geliebten Gatten? Die wehmütvollen Verse scheinen es anzudeuten... „Aus dem Wiesenkranz in meinen Händen / fallen Rosmarin, Vergißmeinnicht und Mohn. / Sinkt die Sonne schon? / Will der Tag sich in den Abend wenden?“ So fragt sie beklommen in einem der Gedichte.

Am 24. August 1950 starb Ernst Wiechert 63jährig in Uerikon in der Schweiz. Seine letzte Freude war, daß er seine „Missa sine nomine“, diesen letzten Aufruf zur Güte und Menschlichkeit, noch fertig gedruckt in Händen halten konnte. Das Buch war damals gerade im Eugen Rentsch-Verlag in Erlenbach-Zürich erschienen. Auf einem kleinen Friedhof am Zürcher See liegt er begraben. Seine große Lesergemeinde wird an seinem zehnten Todestag in Liebe und Verehrung bei ihm sein.

R. Brieskora



lebnisse der letzten fünfzehn Jahre nüchterner, realistischer, „vernünftiger“ geworden und haben nicht mehr das Verhältnis von ehemals zu dem Pathos Ernst Wiecherts und dem „unvernünftigen“ Verhalten seiner Gestalten?

Wenn dem so ist, scheint mir der Fehler nicht bei Ernst Wiechert, sondern bei uns zu liegen. Ich möchte sogar behaupten: je „vernünftiger“ wir werden, je mehr wir uns unseren neuen Umständen anpassen, um so dringender bedürfen wir der Besinnung auf Ernst Wiechert, auf das, was er sagte — und lebte.

Denn dies ist das erste: er lebte das, was er sagte — soweit wir Menschen solches vermögen. Er hatte nichts so sehr wie die Phrase, wenn einer Großes redete und Kleines tat oder sich mit Floskeln wie „letzten Endes“, „im großen und ganzen“, „im Grunde“, „an und für sich“ oder „irgendwie“ um die Klarheit und Konsequenz dessen, worum es ging, herumdrücken wollte. Auch wenn wir im Unterricht nicht bis zu Ende fragten, sondern eine herkömmliche anerzogene Meinung als eigene ausgaben, lächelte er nur, bis wir geendet hatten, und sagte dann etwa: „So? Meinen Sie? Meinen Sie wirklich?“ Wo wir aber wahrhaftig geworden waren, hütete er diesen Keim unseres Wesens wie sein Eigen und verteidigte ihn gegen jeden Angriff, auch hoher Autoritäten, kompromißlos und ohne Rücksicht auf sich selbst und seine Stellung.

Und in derselben Treue zu sich selbst, ohne jede Berechnung der Folgen, handelte er später, als die Phrase und die Lüge die Herrschaft angetreten hatten. Es begann mit seinen Münchener Studentenreden 1933 und 1935. Und als das Propagandaministerium seine Vorlesungen stören ließ, schrieb er an Goebbels: „Ich bin überzeugt, daß der einfachste Hutejunge aus meiner Heimat mehr Takt und Kultur gezeigt haben würde als die Beamten der höchsten Kulturbehörde des Dritten Reiches.“ Töricht, könnte man sagen, genauso „töricht“ wie seine spätere Äußerung gegenüber dem NSV-Walter, die ihm das Konzentrationslager einbrachte. Und wenn er danach „Das einfache Leben“ schrieb, so war es keine Flucht, wie man es ihm vorgeworfen hat. Geflohen wäre er, wenn er ins Ausland emigriert wäre, wo er bereits vielfach übersetzt und weit hin bekannt war. Nein, das „Einfache Leben“ war für ihn die Rettung: die Besinnung auf seine Ursprünge, die Stille, die Heimat, die Bibel. Vergessen wir nicht das Psalmistenwort, das über dem Werk steht: „Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.“

Er lebte das einfache Leben, als ich ihn 1939 besuchte: bedürfnislos, einsam, still und tapfer wie stets. Das Schreiben war ihm weniger wichtig als die Arbeit in seinem Garten, als deren schönstes Ergebnis er mir voll stolzer Freude einen blühenden Enzian zeigte. Und sein Abschiedswort — ich stand gleich ihm unter Gestapoaufsicht —: „Wir wollen weiter tapfer bleiben“ kam aus derselben Haltung, aus der heraus er uns am Schluß seiner Abiturientenrede zugerufen hatte: „Ich sage nicht: ‚Lebt wohl!‘, denn ihr sollt nicht wohlleben. Aber ich sage: ‚Lebt tapfer!‘. Denn: was ist gut? Tapfer sein ist gut!“ Und dazu muß gesagt werden, was ihm später immer wichtiger wurde: gütig zu sein und ein fröhliches Herz zu gewinnen. Gütigkeit hieß für ihn: Zeit für Menschen zu haben, wo es sich irgend mit seiner Arbeit vereinbaren ließ, und zu versuchen, ihnen Trost und Hoffnung zu geben.

Er hatte als Lehrer immer Zeit für uns, ob es



Glückliche Kindheit

Wer möchte sich nicht an diesem beschaulichen Idyll erfreuen? Ein verhaltenes, etwas verschmitztes Lächeln liegt auf dem Gesicht des Fischerjungen, der die teils ratlos, teils frech dreinschauenden Gosselchen betrachtet, diese mattgelben Wollknäuel mit den dunklen Knopfaugen und den kurzen Schnäbelchen. Ist er vielleicht von der Mutter bestellt, die Neugierigen daran zu hindern, einem inneren Zug zu ihrem natürlichen Element zu folgen und kopfüber in das große Wasser des Hafes zu springen?

Und der Junge, eines Haffischers Sohn... Haben sie nicht etwas Gemeinsames, die kleinen Ganschen und das Menschenkind, nämlich die Unbefangenheit des Kind-Seins, die Freude am Spiel — und den heimlichen Zug zum Abenteuer?

Wem ist nicht zumute dabei, als blicke er in den Spiegel und sähe sein eigenes Bild. Das bin ich, mag der Beschauer des Bildes denken. Auch ich hatte das Glück, diese weite Landschaft mein eigen zu nennen und darin zu Hause zu sein, an den stillen, einfachen Freuden Anteil zu haben, die sie ihren Kindern schenkt. Und dabei kehrt alles noch einmal zurück, vielmehr — im Innern öffnet sich ein Schrein, in dem alles wohlverwahrt ruht, was das unbefangene Auge des Kindes aufnahm.

Dieses hemdsärmelige Kind mit der blauen Schiffermütze ahnte noch nichts von den Wundern unseres technischen Zeitalters und seinem

erregenden, nervensägenden Lärm. Der weite Himmel über ihm mit dem zarten Gewölk war noch nicht erfüllt von dem Brausen der Düsenflugzeuge. Auf den Straßen und den weiten Sandwegen durch Felder und Bruch gab es keine Autos, die miteinander wetteifern an Schnelligkeit und sich in rasanter Eile zu überholen suchen; er konnte weder Automarken noch PS-Zahl auswendig hersagen, und der Besitz von Roller und Moped lag ihm so fern, ferner als die Dünen der Nehrung hinter der Kimm.

Dafür war ihm gegeben, im reinen Morgensonnenschein das Geheimnis der Schöpfung, das Leben in seiner Vielfalt in unmittelbarem Anschau und Fühlen ganz für sich zu haben, die Wunder der Natur kennenzulernen, die sich dem reinen Gemüt offenbaren. Ein melodisch zwitschernder Vogel, der Schrei des Kranichs und der Zug der Wildenten, der leichte Wind, der die schlanke Birke am Rande des Moores bewegt, der Chor der Grillen im tauchenden Wiesengras und ein Storch... Adebar, der auf langen Beinen durch die Tümpel stolzt, das schaukelnde Boot und das Segel, ein Dampfer am Horizont — und ein Sturm, der das Haff aufwühlt und die schäumenden Seen ans Ufer jagt.

Nicht zuletzt das sichere, tief bewegende und beglückende Gefühl, in dem allen zu Hause zu sein — Heimat zu haben.

Paul Brock

„... wie ein leiser Wind über das enge Leben“

Auf ostpreußischen Spuren in der Schweiz — Stilles Gedenken an Ernst Wiechert auf dem Rütihof

Wenn ostpreußische, landsmannschaftliche Gruppen auf Reisen gehen, dann sollten es keine „Keglerausflüge“ und keine „Sängerfahrten“ werden, sondern Exkursionen zu Zielorten, bei denen sich Beziehungen zur ostpreußischen Heimat herstellen lassen, ohne daß sie weniger vergnüglich zu sein brauchen. Und bei etwas Aufmerksamkeit und Spürsinn lassen sich in der näheren und weiteren Umgebung unseres neuen Zuhauses ausreichende Bezugspunkte finden, bei denen sich mit der Geschichte, mit Land oder Leuten der Heimat Verbindungen ergeben. Die sommerlichen Kaffeefahrten und die jährlichen Viertagesfahrten der Pforzheimer Gruppe haben in den vergangenen Jahren schon einen langen Katalog solcher Reiseziele erbracht. In diesem Jahr führte die ostpreußische Spur in die Schweiz und folgte Ernst Wiechert, der die letzten Jahre seines Lebens auf dem Rütihof bei Uerikon verbrachte, dort am 24. August 1950 starb und auf dem nahen Friedhof von Stäfa über dem Zürichsee seine letzte Ruhestätte fand.

Die Jahresfahrt war gut vorbereitet, und auf dem Rütihof des Professor Wartenweiler aus Küsnacht sollte erstes Gedenken an den in Kleinort, Kreis Sensburg, geborenen ostpreußischen Dichter Ernst Wiechert sein. Aber des Professors Frau, Ursula Wartenweiler, war von einer Frankreichreise noch nicht

zurück, um uns an diesem Platz zu empfangen und etwas über ihren langjährigen Gast zu berichten. So stand die Reisegruppe zwar beeindruckt von diesem idyllischen Platz, aber etwas verlassen auf dem einsamen Rütihof und schaute sich um.

Da, auf einmal findet jemand steinbeschwert auf hölzernem Tisch in offener Laube einen Briefumschlag, adressiert an den Reiseleiter, in dem mit einem herzlichen Anschreiben die Hausbesitzerin ihr Ausbleiben entschuldigt, dafür aber einen langen Bericht ihrer Erinnerungen an Ernst Wiechert beigelegt hat, den sie „Der verzauberte Wanderer“ nennt, nach dem Buchtitel von Nikolai Ljesskow, von Wiechert besonders geliebt. Der eingeplante Ernst-Wiechert-Abend im Standortquartier in Seeven am Lauerzersee mit Vortrag, Lichtbildern und Lesungen am nächsten Tage wird schnell auf diese vorgefundene Post umgestellt und zu einem eindrucksvollen, nachhaltigen Erlebnis.

Bei dieser Lesung des Berichtes vernimmt man, wie Wiechert zwei Jahre nach dem Kriege in Zürich auftaucht, in einen dunklen, pelzgefütterten Mantel gehüllt und mit damals noch ungewöhnlich langem Nackenhaar unter der Pelzmütze und einem Blick, als käme er nach andauernder Wanderung gerade aus Ostpreußen, das ihm immer seine Heimat geblieben ist. Man erfährt, wie sehr Wiechert diesen Rütihof liebte mit seiner weiten Umgebung, als spürte er etwas vom „Atem der Größe, der wie ein leiser Wind über das enge Leben“ seiner Heimat gegangen war. Ihn hatte es wohl im tiefsten Grunde hierher geführt, die letzte Sehnsucht nach dem großen Schweigen und der großen Einsamkeit zu finden. Der verlesene Bericht verriet auch, mit welchem Entzücken Ernst Wiechert den ersten gelben Krokus im Rütihofgarten begrüßte und vermeldete, wie er im Hause entspannt und versunken Musik hörte, wie er nicht am Schreibtisch, sondern in einer Sofaecke sitzend die Manuskripte auf einer Zeichenmappe mit Kollwitz-Grafiken auf den Knien schrieb und wie er die ersehnte Stille des abgelegenen Rütihofes an offenen Fenstern und Türen, am Wiesenhang vorm Haus oder stundenlang versunken vorm Feuer sitzend genoß. So, als sei er hier zu Hause, wie er als Kind zu Hause gewesen war. So mischt der Bericht Gedanken Wiecherts mit den Beobachtungen und Erlebnissen der Berichterstatterin. Ihn freute die anhängliche Liebe seiner ehemaligen Königsberger Gymnasiasten, die vielen Dankesbriefe für sein Werk, mit dem er Tröstung geben will, daß der Physiker Max Planck bis zur Todesstunde seine Bücher las, aber auch, wenn er ganz einfach ein Paar neue Schuhe erstanden hatte. Der Bericht spürt auch den Menschen Wiechert nach in seiner Demut, in seiner Gottesuche, in seiner Duldsamkeit und Menschenliebe und man trifft ihn dabei immer wieder in den Gestalten seiner großen Romane. Als ihn zuletzt in diesem Hause die Lähmung überfiel, ertrug er die Schmerzen klaglos und gelassen, beschreibt Ursula Wartenweiler jene Au-

gustwochen des Jahres 1950 bis „eines Nachts das brennende Herz ohne Laut verglühte, wie ausgelöscht vom Tau der anbrechenden Morgenfrühe“.

Dem Rütihofbesuch war ein Gedenken am schlichten Grabstein auf dem Friedhof von Stäfa gefolgt mit einer Kranzniederlegung als ein Zeichen treuen Gedenkens und Dankens. Der Ernst-Wiechert-Abend im Seevener Barcarola-Hotel war umrahmt und klang aus mit dem Vortrag einfühlsamer und nachdenklich stimmender Wiechert-Gedichte, die, der Themengestaltung und Sinngebung dieser Jahresfahrt gerecht wurden. Ernst Wiechert blieb nachhaltig gegenwärtig, auch wenn die vier Tage in der Schweiz die Schönheiten, die Freuden und den Frohsinn dieses Landes als ausgleichende Bereicherung anzubieten hatten.

Werner Buxa

Kulturnotizen

Christel Poepeke, Autorin aus Königsberg, liest in der Zeit vom 27. August bis einschließlich 2. September im Kieler Literaturtelefon Gedichte aus ihrem in Kürze im Berliner Stoedter Verlag erscheinenden Buch „Die Feder im Dornbusch II“. Das Kieler Literaturtelefon ist unter der Nummer 04 31/11 56 zu erreichen.

Kulturgut aus Ostpreußen wurde anlässlich des vierten Niedersachsentages in Hann. Münden gezeigt. Ausgestellt wurden u. a. Trachten, Bernsteinschmuck und Arbeiten von Käthe Kollwitz.

Werke von Rolf Cavael werden in einer Ausstellung mit zeitgenössischer Kunst in der Galerie des Fritz-Winter-Hauses in Ahlen, Südberg 72, noch bis zum 31. August gezeigt. Cavael wurde 1898 in Königsberg geboren; er starb 1979 in München.

Peter Nasarski, Autor und Journalist aus Lodz, ist am 1. August 70 Jahre alt geworden. Nasarski ist vor allem durch seine zahlreichen Buchveröffentlichungen und durch seine Tätigkeit als Chefredakteur der Bonner Kulturpolitischen Korrespondenz bekannt geworden.

Berichtigung — Das in Folge 31, Seite 19, Schiller zugeschriebene Zitat „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!“ stammt selbstverständlich von Johann Wolfgang von Goethe (Faust, I. Teil). Wir bitten diesen Irrtum zu entschuldigen.

Küstenlandschaft

Flirrendes Wasserlicht
hat an diesem Morgen
alle Ufer überflutet.
Aufgelöst die Dämme
fester Häuserzeilen,
Wegegrenzen
und die Unerbittlichkeit
des Horizonts.
Neue Planken
setzt die Phantasie
der Farben.
Und wer sich an ihnen festhält,
trägt den Zauber
flüchtigen Augenblicks
mit dem Herzen fort.

Annemarie in der Au

Das Ostpreußenblatt
Hamburg, 25.8.1984

Ehrung für einen Dichter beantragt

Gibt es eine Sondermarke zum 100. Geburtstag von Ernst Wiechert

Der Dichter Ernst Wiechert steht neben Agnes Miegel wie kein anderer für eine Literatur, die ganz geprägt ist von der Landschaft und den Menschen Ostpreußens und trotzdem weit mehr ist als Heimatliteratur. Im übernächsten Jahr werden wir nun den 100. Geburtstag des Dichters feiern können — Ernst Wiechert wurde am 18. Mai 1887 in Kleinort im Kreis Sensburg geboren.

Dieses Datum nahm Paul Gerhard Frühbrodt, der Leiter des Arbeitsringes der Schulvereinigungen Ostpreußen, zum Anlaß, sich mit einem Vorschlag an Bundespostminister Christian Schwarz-Schilling zu wenden: Die Bundespost möge doch die Herausgabe einer Sonderbriefmarke für den ostpreußischen Dichter überdenken und beschließen.

Frühbrodt begründete sein Anliegen damit, daß mit einem solchen Postwertzeichen zum einen einer breiten Öffentlichkeit die Persönlichkeit des gern gelesenen Autors nahegebracht werden könne. Zum anderen würde diese Sondermarke aber auch an all die kulturellen Leistungen erinnern, die Menschen aus den deutschen Ostgebieten für ganz Deutschland und Europa erbracht haben. Bereits 1979 war ja eine zum 100. Geburtstag der Dichterin Agnes Miegel erschienene Sondermarke auf positive Resonanz gestoßen.

Ernst Wiechert, der nach Schulzeit und Stu-

dium in Königsberg dort und in Berlin als Studienrat gewirkt hat, verdient laut Paul Gerhard Frühbrodt eine derartige Würdigung aber nicht nur wegen seines bedeutenden schriftstellerischen Werkes. Mit seiner offen bekannten Haltung gegenüber den Nationalsozialisten in den Jahren 1933 bis 1945, insbesondere durch seine beiden Reden vor Münchner Studenten 1933 und 1935, habe er sich als überzeugter Demokrat erwiesen.

Der Vorschlag von Paul Gerhard Frühbrodt fand schnell die Unterstützung des Parlamentarischen Staatssekretärs beim Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen und Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Ottfried Hennig, der sich persönlich beim Bundespostminister für dieses Projekt eingesetzt hat.

Im Dezember dieses Jahres wird der Programmbeirat der Deutschen Bundespost über die Vorschläge für die Sondermarken des Jahres 1987 beraten. Das Votum dieses unabhängigen Gremiums bildet dann die Grundlage für die endgültige Entscheidung des Bundespostministers. Wir werden also am Ende dieses Jahres wissen, ob Ernst Wiechert zu seinem 100. Geburtstag mit einer Sondermarke geehrt wird. Über eine positive Entscheidung würden sich bestimmt nicht nur die Philatelisten freuen.

Elke Rudat

Ostpreußenblatt, Hamburg
28. September 1985

EntschlieÙung

Gedenken an Ernst Wiechert

Die OstpreuÙische Landesvertretung, das höchste Organ der Landsmannschaft OstpreuÙen, hat auf ihrer Frühjahrstagung am 3. Mai 1986 in Rotenburg (Wümme) mit Befremden die Entscheidung des Bundesministers für das Post- und Fernmeldewesen zur Kenntnis genommen, anläÙlich des 100. Geburtstages des ostpreuÙischen Schriftstellers Ernst Wiechert im Jahre 1987 keine Gedenkmarke herauszugeben. Die OstpreuÙische Landesvertretung bedauert diese negative Entscheidung.

Der Antrag für das Sonderpostwertzeichen zu Ehren des Autors der „Jerominkinder“ und der „Missa Sine Nomine“ wurde von zahlreichen Verbänden aus dem Bereich des deutschen Ostens, vor allem aber auch von namhaften Literaturwissenschaftlern, unterstützt. Die Ablehnung des Antrags bedeutet nicht nur die MiÙachtung eines Wunsches von Vertriebenen, sondern vor allem eine Verletzung des Grundsatzes der Einheit der deutschen Kultur, als deren unverzichtbarer Bestandteil die ostdeutsche Kultur in der Grundsatzkonzeption der Bundesregierung des Jahres 1982 zum § 96 BVFG gesehen wird.

Eine Durchsicht der Sonderpostwertzeichen-Planung 1987 (Stand: März 1986) beweist, daÙ die Einheit der deutschen Kultur in dem erwähnten Sinne einer Einbeziehung der Kultur und Geschichte des Deutschen Ostens offenbar bei dem Votum des Programmbeirates der Deutschen Bundespost, das der Entscheidung des Ministers zugrunde lag, nicht hinreichend berücksichtigt worden ist. Die Nichtberücksichtigung Ernst Wiecherts, eines Schriftstellers, der über Deutschland hinaus hohe Wertschätzung genieÙt, ist gleichbedeutend mit dem Verzicht, einen kulturellen Beitrag zum Verständnis mit Osteuropa zu leisten.

Die OstpreuÙische Landesvertretung richtet darum die dringende Bitte an den Bundesminister für das Post- und Fernmeldewesen, die getroffene Entscheidung ernsthaft zu überprüfen und zu revidieren.

Betr. Agnes Miegel und Ernst Wiechert

1. Agnes Miegel

"Auf Ihre Anfrage über meine ^{ll}Stellung zum Nationalsozialismus kann ich nur sagen, dass ich, die Grenzdeutsche, mich aus Idealismus dazu bekannte, wie die vielen wertvollen Menschen, die ich darin fand, - denen nun wie mir alles, wofür sie einstanden, zusammengebrochen ist. Für diese hoffe ich, dass sie den Weg finden werden, der es ermöglicht, dass ihre Kräfte in dem neuen Deutschland an dessen Wiederaufbau Verwendung finden. Wenn es auch mir noch möglich wäre, durch meine Dichtung darin mitzuwirken, so würde das für mich als Mensch und Dichter sehr viel bedeuten."

2. Ernst Wiechert:

"Ja, Agnes Miegel ist ein trauriges Kapitel. Ich nehme ihr nicht übel, dass sie sich geirrt hat. Aber ich kann es nicht begreifen, wie eine grosse Dichterin so bar des primitivsten Instinktes für Sein und Schein, Adel und Gemeinheit sein kann. Wer einmal Hitler hat reden hören und sich nicht für alle Zeiten schaudernd von einem solchen Strolch gewendet hat, hat eben das Anrecht verspielt, in den geistigen Bezirken der Menschheit zu Hause zu sein. Ja, und nun möchte sie gern wieder 'anders' dichten, um dem Volke zu helfen. Nein, wir wollen eine solche Hilfe nicht. Wir wollen ihr nichts Böses tun, aber sie soll ihr Leben in Schweigen zu ~~Ende~~ führen."

1947

Betr. Agnes Miegel und Ernst Wiechert

I) Agnes Miegel

"Auf Ihre Anfrage über meine Stellung zum Nationalsozialismus kann ich nur sagen, daß ich, die Grenzdeutsche, mich aus Idealismus dazu bekannte, wie die vielen wertvollen Menschen, die ich darin fand, - denen nun wie mir alles, wofür sie einstanden, zusammengebrochen ist. Für diese hoffe ich, daß sie den Weg finden werden, der es ermöglicht, daß ihre Kräfte in dem neuen Deutschland an dessen Wiederaufbau Verwendung finden. Wenn es auch mir noch möglich wäre, durch meine Dichtung darin mitzuwirken, so würde das für mich als Mensch und Dichter sehr viel bedeuten."

II) Ernst Wiechert

"Ja, Agnes Miegel ist ein trauriges Kapitel. Ich nehme ihr nicht übel, daß sie sich geirrt hat. Aber ich kann es nicht begreifen, wie eine große Dichterin so bar des primitivsten Instinktes für Sein und Schein, Adel und Gemeinschaft sein kann. Wer einmal Hitler hat reden hören und sich nicht für alle Zeiten schauernd von einem solchen Strolch gewendet hat, hat eben das Anrecht verspielt in den geistigen Bezirken der Menschheit zu Hause zu sein. Ja, und nun möchte sie gerne ~~XX~~ wieder "anders" dichten, um dem Volke zu helfen. Nein, wir wollen eine solche Hilfe nicht. Wir wollen ihr nichts Böses tun, aber sie soll ihr Leben in Schweigen zu Ende führen."

Aus Ernst Wiechert, "Jahre und Zeiten", Eugen Rentsch-Verlag
Zürich

Ein hoher Beamter des Propaganda-Ministeriums hat das in naiver Form meinem Verleger gegenüber so ausgedrückt: Ja er ist ein Zauberer, aber leider zaubert er nicht für uns. Nein ich zauberte nicht für sie. Ich zauberte für alle Armen und Bedrängten, für Erniedrigte und Beleidigte, für alle, die in einer zerfallenden Welt das Ganze suchten. Ich habe ein Übermaß von Liebe empfangen und, was natürlich ist, ein Übermaß von Haß. Viele junge Menschen sind diesem Zauber erlegen oder haben ihn mit glücklicher Bereitwilligkeit auf sich genommen, und viele Frauen haben geglaubt, in meinen Büchern Erlösung zu finden. Es waren nicht wenige Überspannte und vielleicht Hysterische unter ihnen, aber ~~wei~~ sollte ich der vielen vergessen, die mit reinem Herzen und traurigen Augen vor mir gestanden haben? In Briefen zumeist und mitunter auch im Leben. Von denen die Hüllen eines vermeintlichen Glückes nun abfielen und die nach meinen Vorlesungen nun vor mir standen, Erschütterte in eben diesem Leben und Glück, um dem~~er~~ zu danken, der sie aus ihren Gräbern erweckt hatte. Sünderinnen unter ihnen und solche, die es vergaßen wie man eine Sensation vergisst. Aber auch Heilige unter ihnen, mit den schmerzlichen Lippen und den traurigen Augen aller Heiligen, bereit, mir ihre Herzen zu geben, ganz und gar und nichts anderes dafür zu verlangen, als daß ich einmal meiner~~er~~ auf die ihren legte, die Nachts auf einem kranken Herzen lagen.

Viele würden der Gefahr unterlegen sein, dem Zauber der Macht, und es giebt keine größere Macht als über Menschenherzen. Aber ich war ein demütiger Mensch, und es behütete mich, daß ich bei vielen meiner Vorlesungen vielleicht der am meisten Erschütterte von allen war. Nicht etwa über die sehr fragliche Vollkommenheit meiner Kunst, sondern eben über den Auftrag, den ich empfangen hatte. Denn ein Beauftragter war ich so gut wie meine Hörer, und ich selbst war nur ein Bote, ein Mittler, der das Bewegende weiterzureichen hatte. Ich spielte nicht auf dem Instrument, das in meine Hände gelegt war. Es bewegte mich nur, wie es die andern bewegte, und das erkannten sie wohl an meinem Gesicht, daß es in Schmerzen geboren worden war, was ich nun vorlas. Daß ich nicht ein Zauberer war, sondern ein Verzauberter gleich ihnen. Und wahrscheinlich der am tiefsten Verzauberte.

Und dieses ist wohl auch das tiefste Glück und die reinste Frucht meiner Lebensmühe gewesen: daß ich so vielen in der Schwere ihres Schicksals und allen Prüfungen ihres Weges habe helfen können. Auf ihren Krankenlagern und in der schrecklichen Einsamkeit ihrer Schlachtfelder oder ihrer Kerker, ihren Ehen oder ihren Anfechtungen, oder eben nur in der grenzenlosen Verlassenheit ihres Seins. Die erschöpft und ohne Freude heimkehrten wenn sie ein Heim besaßen und dann eine Seite aus dem Einfachen Leben oder den Jeromin-Kindern aufschlugen und sich den bleibenden Trost daraus gewannen. Nicht Hoffnungslosigkeit oder Resignation, sondern eben Trost.

Den kleinen Trost der kleinen Leute, aber er ist mehr als die großen Worte der "heldnichen" Bücher. Die Welt, aus der er stammt, ist unter den Händen des Dichters eine entschleierte Welt geworden, der Illusionen und der Täuschungen entkleidet, und manche sagen daß es eine entgötterte Welt geworden sei. Aber wenn auch die Götter entschunden sein mögen, so ist doch das Göttliche in ihr geblieben, die Treue, das Tagwerk, die Güte, die Reinheit, und über allem die Liebe. Eine stille Tapferkeit ist in ihr, eine unerschütterliche Gläubigkeit, das was mich durch die bitteren Jahre gehen und sie bestehen ließ, und das ist es auch, was diese Armen und Bedrängten fühlen und was sie mir ihr Herz geben läßt. Nicht ihren Beifall, ihre Bewunderung oder alles Ähnliche was flüchtig was vergänglich ist, sondern eben ihr Herz. Die Literaten nennen es die Tränen der Ladenmädchen, aber selbst wenn es nur diese wären, so ist noch lange nicht gesagt, daß diese Tränen der Ladenmädchen geringer seien als die der Verwöhnten, die Ruhm und Millionen besitzen. Wer unter den Tränen und dem Segen der armen Leute aus seiner Kinderwelt aufgebrochen ist, um in den Städten die Klugheit der Welt zu erlernen, hat eine stille und tiefe Erinnerung an diese Tränen bewahrt, und er möchte wie in dem Märchen vom armen und vom reichen Bauer lieber gleich dem zu Grabe getragen werden, der die Herzen der Menschen hat leuchten lassen, als gleich dem, der ihre Augen hat leuchten lassen.

Aus Ernst Wiechert, "Jahre und Zeiten", Eugen Rentsch-Verlag,
Zürich

Es mag für einen anderen, diesseits oder jenseits der Grenzen, nicht leicht sein, ohne Tadel oder Bitterkeit zu begreifen, wie jemand, der sein Land und seine Sprache liebt wie ich, vom ersten Tage des Kieges an nichts anders konnte, als um den Sieg der Feinde beten. Aber er übersieht wohl, daß der Sieg des sogenannten Vaterlandes hier mehr gewesen wäre als ein Sieg der Waffen und eine Stärkung des Raumes in dem unsere Sprache gesprochen wurde.

Mehr als ein Sieg der Waffen, weil es ein Sieg der Gewalt des Bösen und Unmenschlichen gewesen wäre. Mehr als eine Stärkung des deutschen Raumes, weil es eine Unterjochung und Versklavung der halben Erde bedeutet hätte. Auf einer solchen Erde zu leben, würde nicht nur für uns unmöglich gewesen sein, es würde die Wurzeln aller durchschnitten haben, die im Guten, Rechten und Wahren zu leben gewillt waren und nicht anders leben konnten. Von einer solchen Erde gab es nur die Flucht in einen ihrer unbrührten Teile oder in den Tod. Denn aus den Unsittlichen und nicht mehr zu bewältigenden Bösen in das Nichts zu fliehen, kann wohl ein sittlicher Tod genannt werden.

Und die beiden ersten Jahre des Krieges sah es wohl bitter aus für unsereinen. Selbst für den Gläubigsten gab es Stunden fast hoffnungsloser Verdüstßerung. Ich erinnere mich, daß Freunde bei uns waren, gutwillige aber gedankenlose Freunde, die verstohlen den halben Tag am Radio saßen, um die Siegesbotschaften zu hören. Und als sie mit einem kaum unterdrückten

Jubel in der Stimme verkündeten, daß die deutschen Soldaten in Paris einmarschiert seien, konnte ich mich, der ich sonst zu schweigen pflegte, nicht enthalten, zu sagen: "Diese Schweine!"

Sie verstummten, aber dann beschworen sie heimlich meine Frau, mich dahin zu bringen, ich soll solche Urteile nicht aussprechen, ja daß ich sie auch nicht dächte. Nicht nur weil ich in immer zunehmender Gefahr lebte, sondern weil es auch unrecht gegen die deutschen Soldaten sei, die doch nur ihre Pflicht täten.

Der Fall Ernst Wiechert

Im Juli-August 1945 schrieb Ernst Wiechert eine Schrift über die Lage in Deutschland, die er den Amerikanern überreichte. Sie hat folgenden Wortlaut:

Der reiche Mann und der arme Lazarus

1. Hoffnungen

Bei Hölderlin steht das große Wort: Was bleibt, stiften die Dichter. Verse, die oft wiederholt und niemals erfüllt worden sind. Obwohl die Dichter die ersten waren, die die Katastrophe von 1914 und 1918, von 1933 und 1939 voraussahen. Und obwohl sie fast die einzigen waren, die versuchten, das Licht in der Dunkelheit schrecklicher Jahre zu bewahren. Aber Politik und Generale haben immer gerne die Dichter als sanfte und unvermeidliche Dummköpfe betrachtet, gut genug dazu, Propagandaarbeit zu leisten und Grabschriften zu verfassen. Und wenn sie gute Propagandisten waren und gute Grabschriften schrieben, so bekamen sie einen Orden oder einen Titel oder eine Leibrente; und wenn sie schlechte Propagandisten waren und schlechte Grabschriften schrieben, so wurden sie ins Gefängnis geworfen.

Und so erging es auch mir. Und obwohl ich alle Mittelkeit seit vielen Jahren beiseite gelegt habe, bin ich doch berechtigt zu sagen, daß in diesen Jahren Millionen von Deutschen meinen Worten gelauscht haben, in einer Zeit, in der niemand wagte, Worte statt der Phrasen zu gebrauchen. Daß sie meinen Büchern und Reden an die Münchner Studenten 1934 bis 1936 gelauscht haben. Daß ich eines der wenigen Lichter in der Finsternis der Tyrannei für sie war. Daß ich so etwas wie der Vater der Gerechtigkeit für sie war, für die Gebildeten wie für den kleinen Mann. Daß meine Bücher in vierzehn Sprachen übersetzt wurden, weil man daran glaubte, daß die Seele Deutschlands in ihnen lebte: die Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Dichtung und Freiheit.

Aber wenn die Stunde und die Armen und die Unterdrückten und der kleine Mann mir zuhörten, so nicht die Politik und die Generale. Und da sie meine Bücher und Reden für schlechte Propaganda hielten, so warfen sie mich ins Gefängnis und ins Konzentrationslager, um ihren Weg für den Übermenschen freizubekommen.

Ich habe das Ende des Krieges und das des Nationalsozialismus vorausgesehen und Millionen meiner Anhänger sahen es voraus, und keine Nacht verging, in der wir nicht für den Sieg der Feinde beteten. Wir glaubten, daß die großen Güter dieser armen Erde so lieblich auch zu uns kommen würden. Daß die Gerechtigkeit kommen würde, die Freiheit, die Wahrheit. Daß die deutsche Erde frei werden würde und daß alle Hände und Herzen, die während der bitteren Jahre rein geblieben waren, nun zum neuen Werke aufgerufen werden würden. Und einige glaubten, daß meine Stimme, die für so lange Jahre unterdrückt und erstickte Stimme, bei den Siegern wie bei den Besiegten Gehör finden würde.

Aber sie fand kein Gehör. Niemand kümmerte sich um sie, da so viele andere Stimmen da waren, die Gehör verlangten. Große und laute Stimmen, größer und lauter als die meinige. Da waren die Stimmen der Politiker und Generale, und es war nur recht und billig, ihnen zu lauschen, denn es war ein besiegtes Land, noch immer erfüllt von den letzten Aufschreien der Dämonen.

Und da waren die Stimmen der großen Emigranten, wie die Stimme Thomas Manns und Franz Werfels und vielleicht war es nicht ganz recht und billig, nur auf sie zu lauschen, denn sie hatten das gefährdete Schiff verlassen, sobald der erste Sturmwind die Oberfläche des einst blauen Ozeans bewegt hatte. Sie hatten in Frieden und Sicherheit gelebt, sie waren reich und wohlgenährt geworden, während ihr Volk im Schatten der Galgen und des Strickbalkens leben mußte, in Armut und Hunger, in Krieg und Zerstörung. Es war nicht ganz recht und billig, ihnen zuzuhören und nur ihnen allein, während das Schiff vor den

Klippen zerschellte und ihre Stimmen vom sicheren Hafen aus der untergehenden Mannschaft zuriefen, wie sie sich verhalten sollte, und wie groß ihre Sünden gewesen wären. Es ist kein guter Pfarrer, der zu den Armen geht und niemals Not und Hunger kennengelernt hat und dessen Wangen noch vom letzten Glas Portwein schimmern, während er den Armen erzählt, daß Wasser die beste Gabe des Allmächtigen sei.

Und da waren die Stimmen der Kardinäle, denen sie zu lauschen hatten. Tapfere und gute Stimmen, aber Kardinäle haben in der Weltgeschichte immer zuerst an ihre Kirchen gedacht und dann an ihr Volk. Kardinäle werden immer zuerst eine römisch-katholische Kirche erbauen und dann ein neues Deutschland. Kardinäle werden auf den Totenfeldern von Dachau zuerst ein katholisches Kloster errichten und dann erst den Witwen und Waisen der Opfer zu helfen versuchen.

Und da waren die Stimmen der Leute aus den Konzentrationslagern. Wenige von ihnen waren bereit zu vergessen und zu vergeben oder zu schenken oder zu arbeiten. Aber die meisten von ihnen waren bereit sich zu rächen, zu nehmen, an sich zu raffen, wessen sie beraubt wurden. Alle von ihnen waren Dulder, viele von ihnen Märtyrer, einige von ihnen Helden. Aber viele von ihnen weder Märtyrer noch Helden, sondern Verbrecher, Berufsverbrecher, und es war nicht ganz recht und billig, ihren Stimmen wie den Stimmen von erlösten Engeln zu lauschen. Es gibt, soweit ich mich erinnere, weder betrunkene noch stehlende, noch raubende, noch vergewaltigende noch mordende Engel.

Und da waren die Stimmen der "Antinazis", wenigstens derjenigen, die niemals für die Nazis gewesen waren und immer gegen sie gesprochen hatten. Sie müssen sehr leide gesprochen haben, denn zwölf Jahre lang haben wir ihre Stimmen nicht gehört; aber nun hatten ihre Stimmen sich erholt, Millionen von Stimmen, unzählige Stimmen. Vor den Türen jeder Militärregierung konnte man sie sehen, die Unschuldigen, vor Tausenden von Türen, und jeder von ihnen hatte ein Blatt Papier in der Tasche, und wenn er gefragt wurde, so flüsterte jeder von ihnen, daß er einen Nazi für jeden Amerikaner bereit hätte, einen dieser "dreckigen Schweine", die er zwölf Jahre lang gehaßt hatte. Tausende von ihnen standen so vor den Türen und warteten auf ihre dreißig Silberlinge. Denn natürlich wollten sie diese kleinen Nazis nicht loswerden, um ihre Arbeit zu übernehmen. Sie wollten z. B. nicht Lehrer werden an den kleinen Landschulen, um die vergifteten Seelen der armen Kinder zu reinigen. Sie wollten nicht hinter dem Pflug hergehen und die neue Saat aussäen, die Disteln ausjäten und das neue Brot für die Hungrigen backen. Aber wenn ihr kleiner Nazi einen Wagen gehabt hatte, wollten sie natürlich diesen Wagen haben, weil es der Gerechtigkeit widersprach, daß ein Schwein einen Wagen hatte. Und wenn der kleine Nazi eine Sinekure gehabt hatte, wollten sie natürlich diese Sinekure haben; und wenn er sechstausend Mark im Jahre verdient hatte, so wollten sie natürlich achttausend verdienen, weil ihre Hände sauber waren und weil in einer sauberen Hand achttausend Mark besser Platz haben als sechstausend in einer schmutzigen Hand.

Und vielleicht war es mitunter recht und billig, ihren Stimmen zuzuhören. Ungerechtigkeit und Korruption hatten geherrscht, mehr als zu anderen Zeiten und es war kein Zweifel, daß das Land von Ungerechtigkeit und Korruption gesäubert werden mußte. Und so hörten die amerikanischen Offiziere ihnen zu. Zuerst mit Eifer und dann mit Geduld, und dann mit Widerwillen und dann mit Ekel. Aber sie mußten zuhören. Zwar gab es ehrenhafte und schweigsame Leute in jeder Stadt, in jedem Dorf, in jedem kleinen Flecken, wenigstens einen von ihnen, vielleicht einen Geistlichen, vielleicht einen Dichter, vielleicht einen einfachen Bauern. Sie standen nicht vor den Türen und sie verlangten keinen Wagen oder dreißig Silberlinge. Sie kannten die Herzen ihre Dörfer und sie wußten die Namen der Schuldigen ohne Schwierigkeit genannt haben. Aber niemand kümmerte sich um sie. Nur die russischen und polnischen Plünderer kümmerten sich um sie, und die amerikanischen Soldaten standen mit höhnischem Lächeln dabei und erzählten ihnen, daß ihnen ganz recht geschähe.

Und auch ich wartete. Ich stand in hohem Ansehen im ganzen Landkreise. Jedermann kannte mein Schicksal und im Jahre 1938 hatten die Rundfunksender von New York, London und Moskau es über die ganze Welt gesandt, und das britische Weißbuch von 1939 hatte es mit Achtung und Ehren aufgezeichnet. Amerikanische Offiziere lebten in meinem Hause und auch sie kannten es und sie waren freundlich zu mir und erzählten mir, daß es meine Aufgabe sei, das deutsche Volk zu lehren und zu erziehen. Aber niemand kümmerte sich um mich. Nur der arme Mann aus den armen Dörfern stand an meiner Gartentür, unruhig und sorgenvoll und begann mich zu fragen: "Was ist es nun mit der Gerechtigkeit?" "Und was ist mit den Amerikanern?" Und ich konnte ihm nur sagen, daß er Geduld haben mußte, wie er zwölf Jahre geduldig gewesen sei und nicht nur zwölf, sondern zwölfhundert Jahren lang.

Und doch will ich den amerikanischen Captain nicht vergessen, der in mein Haus kam, um meinen Sorgen zuzuhören. Er war der einzige für lange Zeit, der bereitwillig und geduldig zuhörte, und der nicht nur mit seinem Verstande sondern mit seinem Herzen zuhörte. Es war der Schwiegersohn Thomas Manns, und er war vom Kriegsministerium mit besonderem Auftrag ausgeschickt worden. Aber er ging nach den Staaten zurück und außerdem war er selbst ein Dichter. Es würde uns guttun, wenn seine Stimme gehört würde, aber ich weiß nicht, ob in den Staaten die Stimmen der Dichter gehört werden. Ich hoffe es, aber ich weiß es nicht.

Und als er mich verlassen hatte und es niemand mehr in den Sinn kam, mich zu fragen, ob sie mit der deutschen Seele recht verfahren, mit der Gerechtigkeit und mit der menschlichen Ehre, und als ich sah, daß die Dinge nicht den rechten Weg gingen, und daß die lautesten Stimmen nicht die besten Stimmen waren, beschloß ich, es noch einmal zu versuchen, das heißt meine Stimme nach so vielen Jahren des Schweigens noch einmal zu erheben. Ich hatte es genug erfahren, daß es keinen Lohn einbringt, seine Stimme für Wahrheit und Recht zu erheben. Daß es in den meisten Fällen Kerker und Verfolgung einbringt. Aber daß man in jedem Falle sein gutes Gewissen gewinnt, und daß ein gutes Gewissen besser ist als ein schlechter Kerker.

Und so beschloß ich, diese Zeilen zu schreiben und sie irgendeinem amerikanischen Offizier zu überreichen, der sie vielleicht würde lesen wollen. Ich habe sie in meinem unvollkommenen Englisch geschrieben und ich habe gehofft, daß das von geringer Bedeutung sein würde, wenn nur meine Augen scharf wären, meine Ohren hell und mein Herz rein. Diejenigen, die diese Zeilen lesen würden, möchten sie nun fortwerfen oder selbst sich zu Herzen nehmen, aber niemand sollte mich noch einmal fragen dürfen: "Warum hast du geschwiegen, als du sahest, daß aus Recht Unrecht wurde?"

Und so begann ich niederzuschreiben, was ich vielen schlaflosen Nächten gedacht habe.

Es gab keinen Zweifel für mich, daß niemals zuvor eine größere Mission auf die Schultern des amerikanischen Volkes gelegt worden war als sie in unseren Tagen auf die Schultern des amerikanischen Volkes gelegt wurde. Ein ganzer Erdteil war zusammengebrochen in seiner Mitte und in seiner Mitte das Herz dieses Erdteils, das deutsche Volk. Ein Volk, das zu einem kleinsten Teil sich aus den dunklen Urgründen erhob wie die apokalyptischen Reiter der Offenbarung des Heiligen Johannes. Aber das in seinem größten Teil niemals aufgehört hatte, an die Götterbilder der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe zu glauben. Ein Volk, das zwölf Jahre lang unter den Blitzen des Henkerbeils gelebt hatte, unter Gewalt, Tyrannei, unter Verderbtheit und unter Grausamkeit, wie sie seit Hunderten von Jahren nicht mehr gesehen waren. Ein Volk, das um den Sieg der Alliierten gebetet hatte und darauf die Hoffnung aller Armen und Unterdrückten geharrt hatte, auf die Gerechtigkeit. Es erwartete keine Gerechtigkeit von den Engländern, den Franzosen, den Polen oder Russen, wenigstens nicht die reinste Gerechtigkeit. Vielleicht dachte es, daß einzelne zu viel unter der Robheit unserer Kriegführung gelitten hätten, und es wußte, daß es von den anderen Völkern alles andere als Gerechtigkeit zu erwarten hatte. Es wußte aus dem Jahre 1919, daß in der

Seele des französischen Soldaten und besonders des französischen Offiziers ein häßlicher Vorrat von Grausamkeit, Rachsucht und selbst Sadismus lebte, und es wußte, daß in der Seele des russischen Soldaten neben einer großen und kindlichen Güte die Wildheit eines asiatischen Urwesens lebte. Daß die Greuel, die wir in Rußland begangen hatten, mit ~~der~~ Leidenschaft, Haß und Rache erwidert werden würden. Aber das Volk glaubte an die große Gerechtigkeit der Amerikaner. Es wußte vom Jahre 1919, daß die Amerikaner den ersten Weltkrieg nicht gewonnen und entschieden hatten, um die Besiegten zu berauben wie die anderen es getan hatten. Daß sie uns kein Land und kein Geld genommen hatten, sondern daß die Quäker Hunderte unserer Kinder von dem Hungertode gerettet hatten. Und vielleicht hatte das Volk von Abraham Lincoln gehört und hier und da hatte einer seine Reden gelesen und vielleicht der eine und andere sein Bild gesehen, das Bild eines der edelsten und reinsten Gesichter, das diese Erde jemals hervorgebracht hatte. Und so glaubten wir an unsere Befreier von ganzem Herzen. Niemals in der Geschichte ist ein siegreiches mit so viel gutem Willen, mit so viel Liebe, ja mit so viel Begeisterung empfangen worden von dem Teil des Volkes, der guten Willens war. Sie waren bereit zu helfen, sie waren bereit, alle Schlechten auszuliefern und ihr Land vom Bösen, von der Gewalt und vom Verbrechen zu säubern.

Es ist wahr, daß in dem Benehmen der meisten von ihnen nicht viel Würde lag. Sie waren zu ergeben, zu dienstfertig, zu kriecherisch. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß zwölf Jahre einer unerhörten Brutalität über sie hinweggegangen waren und ihr Rückgrat zerbrochen hatten. Sie waren gekreuzigt worden, die meisten von ihnen und ihre Seelen gingen auf Krücken. Aber auf Krücken gingen sie ihren Befreier entgegen. Wußten die Amerikaner, was sie sahen?

Sie hatten die Totenfelder der Konzentrationslager gesehen und hatten gedacht, daß es die einzigen Totenfelder in Deutschland seien. Sie wußten nicht, daß es viele andere Totenfelder gab, Totenfelder der Seele, und daß die Herzen, die unter der Oberfläche von Argeheit und Knechtsinn vor Freude und Lachen schlugen, verstörte Herzen waren. Es waren die Herzen eines weglosen Volkes. Es war das Herz des verlorenen Sohnes.

2. Die Tatsachen

Dies waren unsere Hoffnungen. Aber was geschah wirklich? Hoffnungen sind die Träume der Seele und am Morgen verwehen die Träume. Die Lilien des wirklichen Horizontes werden klarer und an Stelle von Kronen und Feenschleiern liegen die Werkzeuge unseres Tagewerks klar vor unseren Augen, der Pflug und der Spaten, Mühe und Arbeit, Schweiß und Tränen.

Und was geschah im klaren Morgenlicht? Was erblickten meine Augen zuerst? Das erste waren die jubelnden französischen Kriegsgefangenen und es war ein guter Anblick für alle mitleidigen Augen. Das zweite waren die amerikanischen Soldaten, Arm im Arm mit KZ-Mädchen, die aus der gelben Flasche mit ihnen tranken. diesangen und schrieten, und rings herum zerschlagene Schaufensterscheiben und Berge von geplünderten Dingen, und Gesichter, die wie die Gesichter von Dämonen aussahen und Schreie, die wie die Schreie von Tieren klangen, und es war nicht immer ein guter Anblick für gute Augen. Aber der Krieg war zu Ende und Oklaverei und Tod und Marter waren zu Ende, und so würde es wohl wie ein Rausch vorübergehen.

Aber einiges ging nicht vorüber. Einiges dauerte Wochen und Monate lang und der arme Mann, der zu meinem Gartentor kam und fragte, wie es nun mit der Gerechtigkeit stünde, sah verstört aus und ich wußte nicht recht, wie ich ihn trösten sollte. Denn die Straßen begannen sich nun mit seltsamen Gestalten zu füllen. Gestalten, die zuerst untermwürfig waren und zuletzt gewalttätig wurden. Gesichter, die nicht ihnen zu sehen. Und die Bauernhäuser wie die Landhäuser wie die Schlösser hatten die Türen vor ihnen zu öffnen, und wenn man es nicht tat, so wurden die Türen zertrümmert, und wenn Widerstand geleistet wurde, so gab es Raub, Vergewaltigung und Mord. Es waren Zeiten, die so

schlimm waren wie die Nazizeiten, und einiges war schlimmer. Es gab keine Obrigkeit außer der amerikanischen Obrigkeit, und diese zuckte die Achseln und bedeutete uns, daß uns ganz recht geschehe, weil wir in den Heimatländern der -länderer dasselbe getan hätten.

Aber hatten wir dasselbe getan? Wir, die anständigen Bauern, Pfarrer, Dichter, die Frauen und Mädchen? Hatten wir nicht die Taten der Nazis und unserer Soldaten gehaßt? Waren wir nicht freundlich zu den Gefangenen gewesen? Hatten wir ihnen nicht heimlich Brot und Obst und Zigaretten gegeben? Waren sie nicht wie Söhne in den Bauernhöfen gewesen? Und hatten sie nicht mit Tränen in den Augen Abschied genommen? Und was für eine Gerechtigkeit war es denn, die Verbrechen mit Verbrechen vergalt? Besteht denn Gerechtigkeit nicht darin, Verbrechen mit Strafe zu vergelten und die Schuldigen statt der Unschuldigen zu bestrafen? Und war es dieselbe Gerechtigkeit, von der ich in den Reden Lincolns und Jeffersons gelsen hatte? Nein, es war nicht dieselbe; und wenn ich das Antlitz Lincolns immer und immer wieder betachte, so ist es mir, als wenn dieses ehrenhafte reine und edle Antlitz vor Scham errötete.

Es gab ganze Dörfer, die ausgeplündert wurden, schwere Lastkraftwagen mit gestohlenen Sachen beladen, rollten über die Landstraßen, und die amerikanischen Soldaten und Offiziere, die ausgesandt wurden, um sie anzuhalten und zu untersuchen, nahmen sich aus den ersten Wagen das Beste, das sie fanden, steckten es ein und ließen die anderen Wagen weiterfahren. Es gab amerikanische Wagen mit einem Soldaten und einem polnischen oder russischen Banditen, die in schöner Brüderlichkeit plünderten, die ein deutsches Motorrad anhielten und die Fahrer zwangen, sich die Schuhe auszuziehen und sie den Banditen zu geben. Französische Offiziere kamen aus der Nachbarschaft, schlossen uns in unserer Küche ein, und stahlen unser Silber, unsere Uhren, unseren Schmuck, und was ihnen sonst gefiel. Unter den Augen der Amerikaner! Nicht weit von uns lag ein Schloß mit einem amerikanischen Stab und 120 Soldaten. Und eines Tages wurde ein kleines Nebenhaus, ein paar hundert Meter vom Schloß entfernt, von russischen Verbrechern ausgeraubt, die jeder eine Pistole hatten. Es waren Flüchtlinge, die ausgeraubt wurden, bettelarm, und man nahm ihnen auch das Letzte. Einer von ihnen war ein junges Mädchen, aus guter Familie, das sich mit seinem Brot dadurch verdiente, die Zimmer der amerikanischen Offiziere sauber zu machen; und als es weinend zu dem Offizier im Schlosse kam und ihm sein Unglück erzählte, nahm er nicht etwa seine Hand und streichelte seine Wange und sprach ihm Trost zu, sondern er lachte. Er war Offizier und ein gutherziger Mensch, aber als ein hilfloses Mädchen zu ihm kam, um sich an den Edelmut eines Mannes zu wenden, lachte er. Aber endlich gingen die Russen fort und die Polen plünderten allein, und schließlich verschwanden auch die Polen. Und wieder kam der arme Mann aus den ausgeraubten Dörfern an mein Gartentor und fragte: "Wird nun die Gerechtigkeit kommen?" aber ich wußte es nicht.

Und nun waren die amerikanischen Soldaten allein, ~~xxxxxxx~~ auf den Straßen.

Die meisten von ihnen benahmen sich ordentlich, selbst wenn sie vier oder fünf gestohlene Armbanduhren trugen. Aber zuweilen hielten sie doch an einer einsamen Stelle ein Mädchen an und wenn es nicht willig war, schlugen sie es ins Gesicht so lange, bis man sie zum Arzt nehmen mußte, weil ihre Augen zugeschwollen waren. Und eines von ihnen wurde in Anwesenheit seiner ganzen Familie vergewaltigt, von der Mitternacht bis zum Morgen, und es war ein junges, unberührtes Mädchen. Der Verbrecher wurde ermittelt und das Mädchen wurde von den amerikanischen Offizieren vernommen. Aber die Vernehmung war so, daß es seine Eltern flehentlich bat, den Verbrecher laufen zu lassen und sie nicht mehr vor die Offiziere zu führen. Es gab Freundschaften zwischen den amerikanischen Soldaten und vielen Mädchen. Mehr als Freundschaften. Und die meisten dieser Mädchen waren SS-Mädchen aus Österreich und Ungarn und Flakmädchen und die meisten von ihnen waren Huren oder wurden es. Sie wurden mit Zigaretten und Schokolade und Konserven überschüttet und die anständigen Mädchen wurden verlacht und durften Hunger leiden.

Und wieder kam der kleine Mann zu mir und fragte: "Wird die Gerech-

tigkeit nun endlich kommen?" Aber ich wußte es nicht.

Ich kann nicht leugnen, daß mein Herz schwer war, Tag und Nacht. Nicht daß ich mich davor fürchtete, mein Hab und Gut zu verlieren, meine Zehntausend Bücher, meine Bilder, meine Plastiken. Aber ich fürchtete meinen Glauben an die Gerechtigkeit zu verlieren, an die Menschlichkeit, ja an die Menschheit. Ich erinnerte mich an die Er-lasse des Generals Eisenhower, daß alle Fremdarbeiter und Kriegs-gefangenen, die beim Plündern erwischt wurden, vor ein Kriegsgericht gestellt wurden. Und daß die amerikanischen Soldaten in Deutschland durch Erziehung und Beispiel wirken sollten. Ich sah mich nach Kriegs-gerichten gegen Plünderer um, aber ich konnte sie nicht sehen. Und ich erinnerte mich an das berühmte Wort von dem großen Präsidenten Roosevelt, das Freiheit von Furcht versprochen hatte. Aber wenn un-ser Mädchen am Sonntag nach seinem Heimatdorf ging, mußte ich mit-gehen und einen Totschläger in der Hand haben, weil es einmal von vier amerikanischen Soldaten in roher und gemeiner Weise überfallen worden war, und einmal von einem russischen Strolch, der ihr das Gesicht mit Stacheldraht zerschnitt hatte, so daß sie über und über blutete. Und beide Male war sie nur mit Mühe entkommen. Und ich nannte den Totschläger den Freiheitsstab.

Aber noch immer versuchte ich, etwas Trost und Glauben aus der Tatsache zu gewinnen, daß der Weg vom Präsidenten oder dem Oberbe-ehlshaber zum Offizier oder zum einfachen Soldaten ein langer Weg war. Vielleicht war der Weg länger als mein ungeduldiges Herz ihn sich vorstellte. Und Geduld ist ja nach dem Dichterwort "der Be-cher zur Freude".

Aber da waren ja andere Tatsachen, für die es keine Entschuldigung des langen Weges gab. Da war die Tatsache, daß nach dem Wort-laut vieler Proklamationen das amerikanische Besatzungsheer von sei-nen eigenen Vorräten zu leben und das deutsche Volk sich selbst aus eigenem zu ernähren hatte. Und nun fuhren die amerikanischen Offi-ziere und Soldaten von Dorf zu Dorf, und jeder hatte Eier und But-ter und Milch für sie abzuliefern. Viele Eier, viele Butter und viel Milch, so daß jeder Soldat zum Frühstück so viele Eier essen konnte wie es ihm beliebte, drei oder vier oder sechs. Und man bezahlte sie nicht sondern nahm sie fort. Und ich zum Beispiel mit meinen Magen-geschwüren, der fünfzig Pfund während des Krieges verloren hatte, konnte glücklich sein, wenn ich am Sonntag Morgen ein Ei hatte, und ein bißchen Milch von meinem Nachbarn; und das Gesicht meiner Frau wurde durchsichtiger von Tag zu Tag und niemand konnte ihr helfen.

Und manchmal, wenn einer von uns stundenlang vor der Gärtnerei unserer kleinen Stadt stand, um etwas Gemüse zu bekommen, kam ein amerikanischer Soldat und sagte: "Fort mit euch! Alles Gemüse ist für unsere Truppen beschlagnahmt!" Und jeder mußte heimgehen, schwei-gend, und machte sich seine Gedanken über den reichen Mann und den armen Lazarus.

Und wenn ein amerikanischer Truppenteil versetzt wurde, bekam er den Befehl, alles zu verbrennen, was er nicht mitnehmen konnte oder wollte. Und wenn die Soldaten nicht versetzt wurden, sondern in ih-ren schnellen Wagen die Straßen entlangfuhren, so warfen sie ihre Päckchen Nashkaffee in die Wiesen, weil sie ihn nicht mochten. Und zur selben Zeit starben im ganzen Land die alten Leute an Herzkrank-heiten, weil es kein Coffein und kein Trophantin gab, um sie zu heilen. Und in der Zeit, als wir jeder von uns wieder drei Scheiben Brot für den ganzen Tag hatten, fütterten die Amerikaner unsere kleinen Hunde mit Cakes und wir sahen zur Seite, und dachten an die Brotkrumen, die von des reichen Mannes Tische fielen.

Denn jeder von ihnen hatte zwanzigmal so viel und so gut zu essen wie wir, aber sie nahmen uns auch noch das wenige, was wir hatten. Und vielleicht dachten sie, daß es uns recht geschehe, wie sie bei den Plünderern gedacht hatten, ich weiß es nicht. Es ist leicht, ei-nes anderen Menschen Gedanken zu wissen, zumal wenn er von jenseits des Ozeans und aus Gottes eigenem Lande kam.

Und schließlich gab es noch eine dritte Tatsache, schwieriger als die beiden anderen. Nicht die Tatsache der Plünderung und der Ernäh-rung, sondern die Tatsache der "Reinigung". Sie hatten das Land von

den Nazis zu säubern, und das war ganz in der Ordnung. Jeder von uns war bereit, ihnen zu helfen, ohne Rache und Niedrigkeit, weil wir ein sauberes Feld für unsere Saat und für unseren Pflug brauchten. Aber nach einigen Wochen erschien der kleine Mann wieder vor meinem Gartentor, sorgenvoller als über sein ausgeraubtes Haus oder über seine geschändete Tochter oder seine hungernde Frau: "Was ist nun mit der Gerechtigkeit?" fragte er wieder und ich legte ihm meine Hand auf die Schulter und sagte: "Vielleicht ist es so wie es in der Bibel geschrieben steht, daß die Gerechtigkeit nur im Himmel wohnt und nicht auf Erden, so wie die Wahrheit und die Freiheit nur im Himmel wohnen." Und er sah sich um mit einem verlorenen Blick, als ob Gott selbst in den Wiesen stünde, und er könnte ihn selbst fragen und vielleicht eine bessere Antwort bekommen als von mir. Aber weder Gott noch eine Antwort standen in den Wiesen und nur der Staub von den amerikanischen Wagen hüllte uns ein.

Ja, wie war es mit der Reinigung? Sicherlich fehlte es den Amerikanern nicht an gutem Willen, aber vielleicht fehlte es ihnen an guten Ratgebern oder an einer schnellen Hand oder an einem scharfen Auge. Zuerst verhafteten sie die großen Nazis, die Bonzen, viele von ihnen, aber nicht alle. Es dauerte einen Monat, bis sie den größten Schurken in unserem Dorf verhafteten. Und einen Monat, ehe sie versuchten, den schlimmsten Gestapobeamen festzunehmen. Aber da war er schon verduftet und sie bekamen ihn niemals, und dabei wußten sie ihre Namen und Verbrechen vom zweiten Tag ihres Einzuges an. Ich nannte ihnen die Namen von fünf unserer Landschullehrer, die mehr Gift in die Seelen ihrer Kinder geträufelt hatte als viele der großen Nazis. Sie verhafteten einen von ihnen und die anderen schlenderten durch die Straßen und fragten die Bauern, wie es nun mit dem langen Arm der Amerikaner stehe. In allen Ämtern saßen Nazis von der kleinen und gefährlichen Art, aber sie waren nicht vor 1933 in die Partei eingetreten. Und sie fuhren fort, das Publikum zu tyrannisieren, mit Grobheit, Unverschämtheit und Roheit, wie sie es vorher getan hatten. Es gab berühmte Bildhauer wie Thorack und Breker, die nicht wegen ihrer Künstlerschaft berühmt waren, sondern weil die großen Nazis dem Publikum befohlen hatten, sie für große Künstler zu halten. Sie wurden ins Gefängnis geworfen, weil sie es mehr verdient hatten als tausend andere Gefangene, und dann wurden sie freigelassen und machten Büsten der amerikanischen Generäle. Es gab Dörfer, in denen die geheimen Nazis die wirklichen Herrscher waren, wo sie zur Nachtzeit ihre geheimen Zusammenkünfte hatten und einander mit dem deutschen Gruß grüßten, wo sie sich über die Amerikaner lustig machten und sie Idioten nannten. Und jedermann wußte davon, auch die Amerikaner, aber keiner von ihnen wurde verhaftet. Und wenn ich sie fragte und warnte und alle anständigen Leute sie warnten, zuckten sie die Achsel und lächelten. Und es ist nicht immer leicht, eines anderen Menschen Lächeln zu verstehen.

Nach einigen Monaten wurden alle Bürgermeister entlassen, die Parteimitglieder gewesen waren, ganz gleich ob sie genötigt worden waren, in die Partei einzutreten. Und da es im Dritten Reich natürlich keine Bürgermeister gab, die nicht Parteimitglieder waren, so wurden sie alle entlassen. Nun lebte in einem kleinen Dorf in unserer Nachbarschaft ein Bürgermeister, der zwanzig Jahre lang dieses Amt innegehabt hatte und der sich viele Jahre lang geweigert hatte, in die Partei einzutreten. Er war verhaftet worden und hat sich wieder geweigert und war noch einmal verhaftet worden. Dann baten die Dorfbewohner ihn, doch Parteimitglied zu werden, damit nicht irgendein wilder Nazi Bürgermeister würde und er gehorchte. Er war ebensowenig ein Nazi wie ich. Als im Herbst 44 ein amerikanischer Bomber dicht am Dorfrand abstürzte und sieben Mann getötet wurden, begrub er sie auf dem Dorffriedhof entgegen dem strengsten Verbot der Nazi-Behörden und errichtete ein Kreuz über ihrem Grab. Der Pfarrer und alle Dorfbewohner halfen ihm dabei. Aber nun wurde er entlassen, weil er ein Nazi war. Und doch war er in der ganzen Landschaft der "weiße" Bürgermeister genannt worden. Und nachdem drei Monate vergangen waren, dachten viele von uns, der Krieg könnte nun zu Ende sein und der Frieden beginnen. Daß aus den Ruinen der zertrümmerten Städte und Dörfer ein neues Leben aufsteigen könnte, der Anfang eines neuen Lebens. Es gab keine

Kohle für den Winter und die Winter waren hart für uns. Es gab die deutsche Zivilverwaltung mit alten, sehr alten Leuten, und einmal in der Woche sprachen sie über den Rundfunk zur Bevölkerung und ermahnten die zur Geduld. Es gab keine Universitäten und keine Schulen, keine Zeitungen und keine Versammlungen. Es gab kein Echo für die Stimmen, die zu den Armen und Blinden und Verhungerten sprechen wollten. Ein dunkles und trauriges Licht breitete sich langsam über das Land, über die Trümmer, die Straßen, die Häuser, die Seelen des Volkes. Die Sonne schien strahlender als in irgend einem Sommer, an den ich mich erinnern kann, aber die Gesichter unter dieser Sonne waren wie am Allerseelentag, wenn auf allen Gräbern Kerzen brennen und ein trauriger Wind in den letzten Blättern der Friedhofsbäume flüstert. Und es gab so viele Friedhöfe und Gräber in dem ganzen Land.

Und nun kam der arme Mann nicht mehr zu meiner Gartentür. Aber ich traf ihn auf der Straße, wenn ich Pilze sammeln ging, um mit Kartoffeln und Salz ein bescheidenes Abendbrot zu haben. Und seine blassen Kinder sammelten die letzten Brombeeren in ihre kleinen Körbe oder wühlten in den Haufen von leeren Konservenbüchsen, die die russischen und polnischen Plünderer beseitigegeworfen hatten, ob nicht eine von ihnen voll sein möchte. Aber sie waren alle leer, alle. Dann redete ich ihm gut zu, und bat ihn, auf ein reiches und mächtiges Volk zu vertrauen, das ihn und seine Kinder nicht vergessen würde.

Aber er lächelte nur traurig und sah zu den hellen Wolken auf, die friedvoll über die Wälder glitten und ihre Schatten auf Wälder und Felder warfen. "Sie sind wie die Wolken", sagt er, "hoch über uns und für uns wird nichts übrigbleiben als ihr Schatten."

Und dann drehte ich mich schweigend um und ging nach meinen Pilzen und dachte an den Armen, und wie die Hunde seine Schwären leckten.

3. Ursachen und Folgerungen

Aber Tatsachen für sich allein sind nichts, wenn wir nicht versuchen, ihre Ursachen herauszufinden. Sonst werden sie wie blinde Kinder eines blinden Zufalls sein und nicht in unser Blut eingehen.

So habe ich in vielen schlaflosen Nächten versucht, hinter die Ursache zu kommen. Ich war keiner der Dichter, die auf dem Monde leben, und denen die Ungeheuer erschienen. Ich war in meiner Kindheit ein Jäger, ein Hirt und Fischer gewesen. Ich hatte meine Pferde geputzt und meinen Pflug durch die Felder geführt. Und später waren hundert junge Menschen und Schicksale durch meine Hände gegangen. Ich hatte Krieg und Not kennengelernt, und was mir an den Horizonten der Seele gefehlt hatte, hatten Gefängnis und Lager mir mehr als genug gegeben. Mit den Tatsachen war ich wohl vertraut.

Und nun begann ich zu darüber nachzudenken, warum der arme Mann und nicht er allein so traurig zu den Wolken emporblickte. Ich bedachte die Stufenleiter, die das Volk allmählich herabgestiegen war: von der Freude zur Ungewissheit und Zweifel; vom Zweifel zur Enttäuschung, von der Enttäuschung zur Bitterkeit und Hoffnungslosigkeit und von dort eines Tages vielleicht zum Haß. Es war leicht, es meinem Volke allein zuzuschreiben, aber die leichten Erkenntnisse sind nicht immer die richtigen. Fast immer war es töricht, die Völker gegeneinander abzuwägen und zu behaupten, daß eines besser sei als das andere. In jedem Volke gibt es dunkle Urgründe, in denen die Bestie schläft, und in jedem Volke eine kleine Anzahl derer, die reinen Herzens und guten Willens sind, die dieselbe Sprache sprechen und zu den selben Göttern beten. Und wenn zwei Völker einander nicht verstehen, so deshalb, weil die reinen Herzen schweigen müssen und die Stimme der Masse allein redend darf, und die Masse wird immer vom Ehrgeiz, von der Selbstsucht und vom Nationalismus beherrscht werden.

Wie war der durchschnittliche amerikanische Offizier und Soldat? War er von demselben Fleisch und Blut wie wir? Der weiße Mann, der die Erde erobert hatte, durch verschiedene Sprachen getrennt, aber der gleiche im Handeln, Denken, Fühlen, Lieben und Hassen?

Ich hatte seit vierzig Jahren amerikanische Bücher gelesen, ich hatte sie nicht nur gelesen, sondern ich hatte auch versucht, den Untergrund aller Bücher zu erkennen, das heißt ihre Seele und mit ihrer Seele die des ganzen ungeheueren Erdteils. Seine Geschichte und

Kultur, sein Kunst und "Wissenschaft, sein Tachen und Weinen. Es gab viele amerikanische Bücher, die ich nicht nur gerne las, sondern wahrhaft liebte, ja die ich verehrte. Da waren Lincoln, Jefferson, Emerson und Longfellow, E.A. Poe und Whitman. Ich hatte einen Essay über die dichterischen und kritischen Meinungen Poes geschrieben. Ich hatte von amerikanischer Dichtung gelesen, so viel ich vor dem Krieg in die Hände bekommen konnte, die meisten in ihrer Ursprache. Ich hatte Hemingway, O'Neill gelesen, Thomas Wolfe und William Faulkner, den ich immer für den größten und tiefsten Dichter des heutigen Amerika gehalten hatte. Ich wußte hundertmal mehr von Amerikanern als der durchschnittliche amerikanische Offizier von Deutschland wußte.

Und das war der erste Punkt: sie wußten nichts von uns. Nichts von unserer Dichtung, nichts von unserer Art zu fühlen, von unserem Lebensziel und von unserer Geschichte, das heißt von der Geschichte unserer Seele. Sie blickten auf meine vielen tausend Bücher mit einer Art frommer Ehrfurcht und einer Art gutmütiger Verachtung. Sie schlenderten durch meinen Garten wie durch die Straßen einer kleinen und komischen amerikanischen Kleinstadt und mir ist immer so, als ob sie sich nach einem Kino oder nach einem Café umsehen. Und dabei ist es ein großer und schöner Garten, und ein Teil unseres Herzens lebt darin. Sie kennen das Wort Bernhard Shaws nicht, daß ein Garten der Platz ist, wo Gott lebt, und daß man ihn aus der Erde ausgraben kann.

Sie sind die Meister der Zivilisation, aber sie wissen nicht viel von Kultur. Sie haben vergessen, daß der Mensch zu Fuß zu gehen hat, sie sind in einem Auto geboren worden. Sie haben die größten Tanks, die höchsten Wolkenkratzer, die größten Ozeandampfer, die größten Gefängnisse, die besten Kühlanlagen, die besten Konserven. Und eine unserer Wachen, ein junger Mensch, der eben die Schulen verlassen hatte, erzählte mir, daß Europa fünfzig Jahre hinter den Staaten zurück sei. Aber obwohl wir so weit hinter ihnen zurück waren, wußte er doch während des ganzen Tags nichts anderes anzufangen als vor dem Radio zu sitzen und einer Jazzmusik zuzuhören, die mich, wie es bei Poe heißt, mit phantastischem Entsetzen erfüllte.

Manches von alledem läßt sich leicht aus ihrer kurzen Geschichte erklären, aus ihrem Pionierleben, ihrer harten Arbeit, ihrem Mangel an Zeit, der ungeheuren Größe ihres Lebensraumes. Wir sind der alte Mann und sie sind wie Knaben, gutherzig, impulsiv, ohne Sorgen und Probleme. Aber Knaben sind laut und selbstüchtig, sie haben nicht sehr gute Manieren, sie pfeifen und lärmen, sind gedankenlos und von einer völligen Gleichgültigkeit gegenüber dem Leiden. Sie lieben Radio, Jazz, und Kino, diese primitiven Künste, sie lieben Gefahr und Sensation. Sie sind tapfer und sogar edel. Aber sie haben keine besondere Liebe zu Büchern, besonders nicht zu Massen von Büchern, weil sie an Schule und Lehrer erinnern. Sie lieben keine Probleme und tiefgründige Gespräche. Sie kennen nicht den unendlichen Zauber eines kultivierten Heims, die verschleierte Leselampe, die auf einen lautlosen Abend scheint, der mit Lesen, Denken und Schweigen erfüllt ist. Und an dem man dem Nachtwind und dem leisen Knistern der Flammen im Kamin lauscht, der der Erinnerung der leisen Melancholie geweiht ist. Und sie sind vergeblich wie Knaben. Die Stunden laufen ihnen schnell durch die Finger und alte Leute sind zu langsam für sie. Sie sind jung, stark, und unkompliziert und ein hungerndes Volk zwischen ihnen ist ein unangenehmer Anblick für ihre jungen hellen Augen.

Nicht für alle von ihnen, aber für die meisten. Und zwischen dieser "meisten" und uns liegt mehr als der atlantische Ozean.

Auch auf sie stürzte sich eine ungeheuerere Propaganda, bevor sie zu uns herüberkamen, und Propaganda wird immer die Herzen verderben. Auf die reinen Blätter des Herzens werden Zeichen geprägt und die meisten dieser Zeichen sind mit Lüge und Haß gefüllt.

So betrachten sie uns wie wilde Tiere hinter Gittern. Einige von ihnen würden gerne jeden zehnten von uns erschossen haben, Männer und Frauen. Und als sie sich zu wandern begannen und zu erkennen, war es zu spät für viele guten Werke und Taten.

Und ebenso war es bei uns. Zuviel war geschehen und das einzige, was wir tun konnten, war zu bekennen, daß wir Unrecht getan hatten, und

daß wir willens waren, das Rechte zu tun. Die deutsche Seele hatte Flecken, die nicht kleiner waren als die Flecken auf den Seelen anderer Völker, und in vielen Fällen waren die dunkler und häßlicher. Wir waren mit dem Korporalsstecken erzogen worden, Jahrhunderte lang, und die Brutalität der Nazis hatte dieses Werk vollendet. Ich habe niemals mein Volk als das auserwählte dieser Erde gepriesen. Und wenn ich mich umsah und erkannte, wie es aus dem Fegefeuer der letzten zwölf Jahre hervorgegangen war, schämte ich mich und mehr als das. Aber ich wußte, daß Tausende und Tausende junger Menschen da waren, die reines Herz und reine Hände behalten hatten, und daß sich nicht schlechter waren als die Jugend anderer Völker. Unsere Aufgabe war es, ein neues Banner vor ihren Augen aufzurichten und sie durch Ruinen und Totenfelder zu führen, vorwärts und immer vorwärts. Und ich wußte, daß sie folgen würde.

Aber war wir zuerst brauchten, was die ganze Welt zuerst brauchte, waren Friede und eine neue Erde. Der Krieg durfte nicht mit anderen Mitteln fortgesetzt werden, sondern Haß und Mord mußten durch Liebe und Leben ersetzt werden. Und wenn ich an die Folgen dessen dachte, was ich eben beschrieben habe, so wollte ich an der Zukunft fast verzweifeln. Nicht nur daß der kleine Mann seinen Glauben an die Gerechtigkeit, an Freiheit und Wahrheit verloren, es war mehr als das, es war die Tatsache, daß die Groberer auf dem besten und geradesten Weg waren, einen Teil des deutschen Volkes in einen wieder auferstehenden Nationalsozialismus zu treiben, der roher und gefährlicher sein würde, als der alte, und den anderen zu einem radikalen Kommunismus. Und was zwischen diesen beiden Abgründen übrigbleiben würde, würde das Zerrbild einer korrupten Demokratie sein, die schließlich in einen der beiden Abgründe stürzen würde.

Und das melancholische Wort Wilhelm Haases würde eine schreckliche Wahrheit erlangen: "Das ist das Furchtbarste auf Erden, furchtbarer als der Tod, daß die Kanaille Herr ist und bleiben wird."

Und dies sind nicht Träume sondern Tatsachen. Es gibt Zeichen genug für die Wissenden, ernste und drohende Zeichen. Man kann die Achseln über sie zucken, aber wenn das Beil fallen wird, wird es nicht mehr Zeit sein, die Achseln zu zucken. Der beste Teil des Volkes ist ohne Waffen, und die Radikalen beider Parteien sind nicht ohne Waffen. Die Polizei ist nicht nur entlassen, sondern auch entwaffnet worden. Es waren ordentliche Leute unter ihnen, die gezwungen worden waren, den Nazis zu helfen. Und wer wird die ersetzen? Junge Burschen, die durch den Krieg, durch Hunger und Propaganda verdorben sind, und wenn der Vorhang aufgehen wird, werden sie genau wissen, auf wen sie zu schießen haben. Es werden Jahre vergehen, ehe er aufgeht. Aber schon morgen kann es eine Bartholomäus-Nacht geben. Natürlich wird der Aufstand niedergeschlagen werden, wenn er ohne Verbündete bleibt, aber nicht bevor der beste Teil des Volkes abgeschlachtet ist.

Und der beste Teil des Volkes ist es, um den der beste Teil der Amerikaner sich kümmern sollte. Es braucht keine Verbrüderung mit der Masse des Volkes zu geben, sie verdient keine Verbrüderung, sondern eine kalte und harte Hand. Aber mit denen, die guten Willens sind, sollte es eine Verbrüderung geben. Der kleine Mann soll nicht nur den Schatten der hellen und glänzenden Wolke erblicken. Seine Kinder sollen nicht verhungern, seine Frau nicht heimlich in ihren schlaflosen Nächten weinen, er soll nicht mehr an meine Gartentür kommen und fragen: "Wie steht es mit der Gerechtigkeit?" Er soll sie mit seinen eigenen Augen erblicken auf allen Straßen, auf allen Feldern, in allen Dörfern. Er hat tausend Jahre und länger nach ihr verlangt. Könige und Priester haben sie ihm versprochen und das Versprechen niemals gehalten. Aber nun war ein junges und starkes Volk herübergekommen und hatte es noch einmal versprochen, wahrscheinlich wird es das Volk der Zukunft sein, wenn es seinen Weg zum Wasser des Lebens finden wird, von dem die Märchen erzählen. Es ist zu einem alten und absterbenden Volk gekommen, den Hütern von Schätzen, die langsam in Jahrtausenden gewachsen sind.

Ein Jüngling ist zu einem alten Mann gekommen und nun ist die Frage, ob der Jüngling ihm im Staub der Straße stehen lassen, oder ob er ihn bei der Hand nehmen wird. ob er auf die Weisheit und Abgeklärtheit des alten Weggefährten lauschen oder ob er sich über ihn

lustig machen und weiterziehen wird. Pfeifend und singend, indem er es dem Lieben Gott überläßt, ob er dem alten Mann helfen wird.

Es gibt eine alte Legende, in der erzählt wird, wie ein Mann gestorben war und die Tore des Himmels sich vor ihm auftaten. Als er sich umblickte unter den Engeln in den Gärten und Hallen, erblickte er plötzlich den Fuß eines alten Mannes, aber der Mann selbst war nicht zu sehen. Er fragte, was der Fuß bedeute, der Engel antwortete: "Der Mann, dem dieser Fuß gehörte, war böse und ist nun in der Hölle. Aber mit diesem Fuß hat er einst einem durstigen Kamel einen Eimer Wasser zugeschoben und deshalb ist dieser Fuß im Himmel."

Möge des reichen Mannes Hand und Herz niemals des Armen Hunger und Durst vergessen, nicht nur den nach Brot, sondern auch nach Güte und Gerechtigkeit. In den dunklen Jahren des Krieges, der Einsamkeit und Verfolgung, habe ich einen Band Märchen für die Kinder aller armen Völker geschrieben, ~~was ich~~ Das war mein Anteil an dem neuen Acker einer neuen Erde, weil die Deutschen sagen, daß ich ein Dichter sei. — Es soll der Anteil der siegreichen Völker sein, den armen Kindern aller armen Völker zu geben, was sie am meisten brauchen, Arbeit und Gerechtigkeit, wie das schöne und tiefsinnige chinesische Wort uns lehrt:

Gib denen, die hungern, von deinem Reis,
gib denen, die leiden, von deinem Herzen."

ungedruckt wurde

Diese Schrift Wiecherts ging von Hand zu Hand und in Abschriften stark verbreitet. Zu ihrem Inhalt ist wenig zu sagen. Er spricht für sich und zeichnet Wiecherts Wesensbild.

Zu Wiecherts Verfolgung während des Dritten Reichs ist zu bemerken, daß er seiner Äußerungen wegen im Jahre 1938 für einige Monate ins KZ-Lager kam, nachher von Goebbels empfangen wurde und im gleichen Jahr schon auf Einladung des Propagandaministeriums am deutschen Dichtertreffen in Weimar teilgenommen hat. Eine wirtschaftliche Schädigung erlitt er nicht. Als der Schriftsteller Dwinger im August 1948 vor der Spruchkammer in Füssen stand, wurde dort darüber nachgeforscht, ob er als Nutznießer des NS-Regimes zu betrachten sei, da sich seine Einkünfte damals von Jahr zu Jahr vermehrt hatten. Ein Verlagssachverständiger wies nach, daß diese Einkommenssteigerung ganz natürlich vor sich gegangen sei, was sich daraus ergebe, daß auch ein Gegner des Nationalsozialismus, Ernst Wiechert, von Jahr zu Jahr ungewöhnlich hohe Einnahmen in jener Zeit erzielte, die über denen Dwingers lagen.

Die obige Schrift kam den Amerikanern natürlich in die Hand, was Wiechert ~~am 1. März 1946~~ bewog, in einem Aufsatz von ihr abzurücken. Der Aufsatz erschien in der Neuen Zeitung in München am 4.3.1946 und lautet

Vom Wolf und vom Lamm

Dies ist die Geschichte einer Verwandlung, und es ist Zeit, sie auf ihren Ursprung zurückzuführen, damit nicht unter eifrigen Händen aus dem Gutgemeinten das Böse werde.

Im Sommer des vergangenen Jahres habe ich eine englische Denkschrift für amerikanische Offiziere geschrieben mit dem Titel "The Rich Man and the Poor Lazarus". In dieser Denkschrift habe ich die Erfahrungen eines begrenzten Lebenskreises darzustellen versucht, so weit der Horizont damals zu überblicken war, in dem reinen Bestreben, zwischen zwei verschiedenen Welten eine Brücke zu bauen, zuerst eine der Einsicht und dann eine der Duldung und dann als die letzte, die der Liebe.

Damals waren kaum drei Monate seit dem Beginn der Besetzung ins Land gegangen. Vieles, was geschah, war noch in der Wirrnis des Fremdsins geschehen. Vieles, was nicht geschah und nach unserer Meinung geschehen sollte, war noch nicht reif dazu. Die herrschenden waren zu unsicher, die Leidenden unter uns waren zu ungeculdig, die Hungrigen zu gierig, die Unbelehrbaren zu sehr einer falschen Hoffnung voll.

nung voll.

Inzwischen ist fast ein Jahr vergangen, und alle Bilder dieser Denkschrift haben sich gewandelt. Die Gewalt ist verschwunden, die schweigende Duldung des Unrechts, das Unbekümmerte vor den Fragen der Zukunft. Auch das Bild des Amerikaners, wie ich es damals gezeichnet habe, hat sich gewandelt. Vieles bleibt, was immer bleiben wird, ein anderer Erdteil, eine andere Geschichte, eine andere Lebensform. Unveränderlich wie die Formen der Natur, und nur die Toren wünschen sie zu verändern.

Aber vieles ist geschehen, was damals noch nicht geschehen konnte: die Tatsache, daß wir nicht verhungert sind und daß amerikanische Menschen sich zusammenschließen, damit unsere Kinder in der Zukunft nicht verhungern; die Tatsache, daß Eisenbahnen fahren und mit ihnen Kriegsgefangene zurückkehren, für die in Amerika auf eine Weise gesorgt wurde, die wir uns nicht einmal vorstellen können; die Tatsache, daß es Briefe gibt; daß Bücher gedruckt werden und darunter die meinigen; daß die Theater spielen und daß Konzerte gehört werden können; daß Zeitungen und Zeitschriften erscheinen und daß über Wahr und Falsch, über Recht und Unrecht gesprochen und geschrieben werden kann; daß die Dämonen zwar nicht vernichtet, aber daß sie gefesselt sind. Und daß sich langsam aus dem Felde des Grauens und der Verwüstung das Antlitz der Menschlichkeit und des Menschen wieder erheben darf.

Und auch dieses ist unter anderem geschehen, daß in den Kreis meines Lebens viele Menschen getreten sind, amerikanische Menschen zu-meist, und daß sie nichts als gütig und hilfsbereit waren. Daß wir über alle Dinge zwischen Himmel und Erde gesprochen haben. Daß sie Irrtümer und Fehler bereitwillig zugestanden haben, aber daß hinter Irrtümern und Fehlern immer deutlicher eine ideale Welt des Glaubens zu erkennen war, der Bereitschaft, Tränen zu trocknen, zu vergeben, eine bessere Erde zu schaffen. So daß ich langsam bereute, eine Kultur belächelt zu haben, die solchen Glaubens fähig war, indes doch aus unserer gerühmten jahrtausendealten Kultur die Bestie aufgestanden war und die Welt verwüstet hatte.

Aber während dieses alles geschah, während das Bild eines fremden Volkes sich langsam vor meinen Augen zur Wahrheit zusammenschloß und sich der Irrtümer entkleidete; während langsam zu erkennen war, daß auch der reiche Mann seine Armut hatte, seine Sorgen, seine Leiden, seine Enttäuschungen; während des verschob sich das Bild des armen Mannes, aus den kleinen und guten Leuten entnommen und mit Unrecht zur Allgemeinheit des Volkes erweitert, immer mehr in das Dunklere und Bedrückende. Nicht nur, daß seine schon damals getadelte Würdelosigkeit bestehen blieb, ja sich verstärkte; sondern es erhob sich auch nur aus dem Staub, um in dem Schutt der Vergangenheit zu wühlen. Es klagte an, und immer war es der andere, der schuldig war. Es schob seine Schuld auf andere Schultern, zuerst auf die der Partei und dann auf die der Preußen und dann auf die der Besatzungsmächte. Es trug seine Trümmer nicht ab; es ging nicht zur Arbeit, wenn es gerufen wurde; es begrub sich im Wort statt in der Tat. Der Beamte hinter dem Schalter sah sein Amt nicht darin, dem Leidenden zu helfen, sondern er war grob und unverschämt wie in den letzten hundert Jahren. Die Pfarrer gingen nicht in ihre Gemeinden, um für die kranken Seelen zu sorgen, sondern sie reisten umher und redeten und schrieben, was die Gutwilligsten längst begriffen hatten: daß sie schuldig waren und büßen mußten. Und einige benutzten die Gelegenheit, um den Siegern klarzumachen, daß auch sie schuldig seien, um so ihre eigenen Schultern zu entlasten.

Und in diesem Zustand des Suchens nach einem schützenden Vordermann fiel ihnen meine Schrift in die Hände. Es war mein Fehler, daß ich sie in einem einzigen Exemplar in eine deutsche Hand gelegt hatte, die mir vertrauenswürdig schien, und daß ich erwartet hatte, diese Hand könnte Gutes damit tun. Von dieser Hand aber gingen unter einem Mißbrauch des Vertrauens die Blätter wie eine Lawine hinaus, und in ihrem Staub

Begann das Gute sich langsam in das Böse zu verwandeln. Zwar fehlte es nicht an Herzen, die das Gute aufnahmen, wie es gemeint war, und die das Ihrige tun wollten, um eine Brücke des Friedens daraus zu bauen. Aber langsam konnte ich bemerken, daß andere Hände nach dieser Schrift griffen, immer mehr und mehr. Daß sie Teile daraus lösten, um eine unterirdische Waffe gegen den Sieger daraus zu glühen. Daß sie die Teile sorgfältig verbargen, in denen von ihrer Schuld die Rede war. Daß aus dem reichen Mann langsam ein böser Wolf und aus dem armen Lazarus langsam ein armes Lamm wurde, ein unschuldiges, ein mißverständenes, ein zu Unrecht gequältes. Daß sie den Rücken des guten kleinen Mannes benutzten, um hinter ihm das Bild eines ganzen Volkes aufzurichten. Daß sie in das redliche Bemühen meines Herzens das Hämische einfließen ließen, das Frohlocken über jeden Mißgriff, die Rechtfertigung der eigenen Mängel, die Auslöschung der eigenen Schuld.

Es war ein Betrug an der Waage, wie schlechte Kaufleute betrügen, und er gelang, weil sie meinen Namen vorschoben konnten, den geachteten und für unbestechlich bekannten Namen. Sie hoben ihn auf wie ein Plakat, ebenso wie die Dämonen ihr Plakat aufgehoben und den Namen der "Vorsehung" daraufgeschrieben hatten. Manche von ihnen waren nur töricht und manche waren gedankenlos, aber viele von ihnen waren böse, und es machte ihnen nichts aus, denselben Namen als einen Schild vor sich zu halten, den sie kurz vorher in einem anonymen Flugblatt als den eines "Nazigünstlings" und des "Volksfeindes Nr. 1" geschmäht hatten. In der trügerischen Hoffnung, sie könnten damit einen Graben zwischen den Amerikanern und mir ziehen und mich verhindern, durch Bücher und Reden dem deutschen Volke die Wahrheit zu sagen.

Nun aber war er ihnen gut als ein Mittel zu schlechten Zwecken, und wie die Unterirdischen nahmen sie hier ein Wort und dort ein Urteil heraus, eine Enttäuschung, eine Anklage, und mit diesem längst nicht mehr Gültigen glühten und schmiedeten sie das heimliche Messer mit dem sie die Sehnen des Siegers durchschneiden hofften.

Es half mir nichts, daß ich mit allen Kräften versuchte, die Gutwilligen zu einer Vernichtung der Abschriften zu bewegen. Und so muß ich versuchen, auf diesem Wege und in aller Öffentlichkeit vor eben diesen Gutwilligen und den anderen zu erklären, daß niemand das Recht hat, sich dieser meiner Schrift zum Bösen zu bedienen, ja sich ihrer überhaupt zu bedienen. Daß ich den Frieden will statt des Krieges. Daß ich die Liebe will statt des Hasses. Daß ich nicht daran denke, die Völker gegeneinander zu wägen, und, wenn ich es tun wollte, daß ich nach den Erfahrungen dieses Jahres weiter denn je entfernt davon bin, mein Volk mit dem Lorbeer zu krönen und das andere unter das Kreuz der Schuld zu stellen.

Denn der kleine Mann, der im Sommer zu meinem Gartentor kam, hatte ein Recht, nach der Gerechtigkeit zu fragen, weil er das Rechte getan hatte, selbst in den letzten zwölf Jahren. Und wenn er heute wieder an das Tor kommt, sagt er: "Ich danke dir! Du hast meinem Herzen Trost gegeben, und ich sehe, daß die Gerechtigkeit kommt. Sie kommt langsam, wie eine gute Frucht, aber sie kommt."

Die Tausende aber, die sich hinter den kleinen Mann stellen und es unter meinem Namen tun, haben wenig Recht, nach der Gerechtigkeit zu fragen, weil sie nicht das Rechte getan haben, zwölf Jahre lang. Und sie sagen: "Ich danke dir, daß du uns geholfen hast, aus dem Bild des Siegers das Bild eines Wolfes zu machen. Wir kümmern uns um keine Ferechtigkeit. Wir wollen nur sagen können, daß sie vom Wolf nicht zu erwarten ist. Wir wollen mit deinen Worten Wucher treiben, auch wenn es mitunter ein falscher Wucher ist. Und dafür danken wir dir!"

Auf diesen Dank aber kann ich nicht stolz sein. Nicht stolz auf die Briefe derjenigen, die meine Furchtlosigkeit rühmen und in demselben Brief schreiben, daß ihre Ehre unbefleckt sei und daß sie sich niemals mit einem Juden oder Freimaurer an einen Tisch setzen würden. Ich sehe keine Furchtlosigkeit darin, einer großen Nation freimütig ihre Irrtümer vorzuhalten. Furchtlosigkeit habe ich nur darin gesehen, einer Rotte von Verbrechern ihre Verbrechen vorzuhalten, und

se Furchtlosigkeit hat keiner der Briefschreiber bewiesen. Es muß eine merkwürdige Ehre sein, die sie für unbefleckt halten.

Ach, es wäre mir besser gewesen, mein Herz nicht in die Hände der Vielen zu legen! "Schließt eure Herzen und eure Tore!" steht im "Götz" geschrieben. Es sind die Zeiten, in denen der Wolf umgeht, das schleichende Böse nach der Zeit des unverhüllten Bösen. Aber der Wolf ist in uns und nicht in den anderen. Und wollt ihr Gutwilligen eure Hände und meinen Namen dazu hergeben, daß er täglich neue Speise gewinnt?

Laßt uns nicht über Armut und Reichtum hadeln. Laßt uns an das Wort des Predigers denken: "Arme und Reiche begegnen einander: beider Augen erleuchtet der Herr."

Diese Aufsätze, aber ebenso verschiedene Reden von Wiechert an die Jugend führten dazu, daß er in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen angegriffen wurde. Es kam auch das Gerücht in die Presse, er wolle in die Schweiz auswandern, was er entschieden in Abrede stellte mit dem Zusatz, er werde nie aus Deutschland ins Ausland übersiedeln. Er erklärte auch, um allen Mißdeutungen auszuweichen, wolle er fortan zu Zeitfragen nicht mehr sprechen, sondern lediglich seiner Dichtung leben.

Am 18. Mai 1947 wurde er sechzig Jahre alt. Anlässlich dieses Tages brachte der Verlag Kurt Desch in München ein Buch mit Beiträgen vieler seiner Verhrer unter dem Titel "Bekanntnis zu Ernst Wiechert" heraus. In diesem Buch berichtet ein gewisser Meyerhoff, ein Amerikaner, auf Seite 49/50, daß er in amtlich amerikanischem Auftrag im Sommer 1945 bei Wiechert erschienen sei, der ihm gegenüber Auskunft darüber gegeben habe, wie sich die deutschen ~~Volksdichter~~ Dichter zwischen 1933-1945 politisch verhielten. Die hierauf bezügliche Stelle lautet:

"Damals - im Sommer des Jahres 1945 - kam ich zu Ihnen mit einem offiziellen Antrag, Bericht zu erstatten über die verschiedenen Entwicklungen politischer und geistiger Erneuerung nach dem militärischen Zusammenbruch des deutschen Faschismus. Daß Sie aus diesem offiziellen Auftrag ein persönliches Erlebnis für mich machten - dafür möchte ich Ihnen auch bei dieser Gelegenheit nochmals herzlichen Dank sagen. Die stillen Sommerstunden auf Hof Gagert gehören zu den schönsten und wertvollsten meiner Militärzeit.....Ich erinnere mich noch sehr wohl des Nachmittags, an dem wir mit Hilfe eines Nachschlagewerkes Namen und Bild der 'Dichter und Denker' des Dritten Reiches an uns vorüberziehen ließen. Wie klein die Zahl jener, die sich wenigstens künstlerisch rein gehalten hatten - von menschlichen Schwäche ganz zu schweigen...."

In welcher Weise Ernst Wiechert Dichter behandelt wissen will, die seine Ansichten nicht geteilt haben, ergibt sich aus folgendem: in der Berliner Presse erschien eine Antwort von Agnes Miegel auf die Frage, wie sie sich zum Nationalsozialismus gestellt habe. Diese Antwort, veröffentlicht 1947, lautet:

"Auf Ihre Anfrage über meine Stellung zum Nationalsozialismus kann ich nur sagen, daß ich, die Grenzdeutsche, mich aus Idealismus dazu bekannte wie ^{die} vielen wertvollen Menschen, die ich darin fand, - denen nun wie mir alles, wofür sie einstanden, zusammengebrochen ist. Für diese hoffe ich, daß sie den Weg finden werden, der es ermöglicht, daß ihre Kräfte in dem neuen Deutschland an dessen Wiederaufbau Verwendung finden. Wenn es auch mir noch möglich wäre, durch meine Dichtung darin mitzuwirken, so würde das für mich als Mensch und Dichter sehr viel bedeuten."

Am gleichen Ort äußerte sich Ernst Wiechert hierauf über Agnes Miegel folgendermaßen:

"Ja, Agnes Miegel ist ein trauriges Kapitel. Ich nehme ihr nicht übel, daß sie sich geirrt hat. Aber ich kann es nicht begreifen, wie eine große Dichterin so bar des primitivsten Instinktes für Sein und Schein, Adel und Gemeinheit sein kann. Wer einmal Hitler hat reden hören und sich nicht für alle Zeiten schauernd von einem solchen Strolch gewendet hat, hat eben das Anrecht verspielt, in den geistigen Bezirken der

Menschheit zu Hause zu sein. Ja, und nun möchte sie gerne wieder ,anders' dichten, um dem Volke zu helfen. Nein, wir wollen eine solche Hilfe nicht. Wir wollen ihr nichts Böses tun, aber sie soll ihr Leben in Schweigen zu Ende führen."

Es ist unbekannt, daß Wiechert auch nur ein Wort gegen die furchtbaren Ereignisse in seiner Heimat Ostpreußen geäußert hätte. Er hätte dazu mehr als ein anderer die Möglichkeit und die Verpflichtung gehabt.

Die Münchner Zeitschrift "Der Ruf" brachte zu seinem 60. Geburtstag den folgenden Aufsatz:

"Die erste und einzige Rede deutscher Jugend an ihren Dichter

Wie ist Dir zumute, edler und gerechter Mann, an Deinem Ehrentage, an dem Du mehr als in jedem anderen Augenblick Deines begnadeten Lebens die Blicke Deiner Millionen Leser wie Lanzen in Deinem Rücken fühlen mußt? So manches Mal haben wir uns vorgestellt, wie Dich der Schlaf floh, weil eine Stimme in Dir war, die schrie: Johannes, steh auf und schreibe, Deine Gemeinde harret Deines Wortes! Gehorsam dem inneren Befehl, erhobst Du Dich, armer müder Mann, um zum anderen Male die deutsche Sprache zu Schlagrahm zu quirlen und daraus eine Mauer um uns zu bauen, auf daß uns die böse Welt nicht überwältige.

Oh über uns Undankbare! Warum brechen wir in mißtönendes Geschrei aus, für das uns alle, alle schelten werden, während jene Welt, in der zeitgenössischer Ruhm fabriziert wird, Dich feiert und verzückten Blickes flüstert: Hab Dank, Meister! Wie Jakob mit dem Engel, so hast Du um unsere Seele gerungen. Ach, hättest Du Dich doch darauf beschränkt, Bücher zu schreiben, vom Einfachen Leben zum Beispiel - worin freilich nur wenig echte Einfachheit zu finden ist - oder Märchen: Wir brauchten keine Notiz von Dir zu nehmen. Aber welcher Wahn erfüllte Dich, daß Du glaubst, Deuter unserer Sehnsüchte zu sein, unser Stecken und Stab im finsternen Tal? Wer hat Dir erlaubt, uns mit ,Du' und ,Ihr' zu traktieren, so daß wir jetzt, als die Jüngeren, aus Höflichkeit diese Anrede zurückgeben müssen?

Zuweilen empfandest Du selbst, daß Du keine Legitimation besitzt, für uns Deine sanfte Stimme zu erheben. Dann pflegtest Du in einem Zeitungsartikel zu erklären, Dein Reich sei nicht von dieser Welt und Du wolltest nun schweigen. Aber alsbald breitetest Du von neuem Deine tiefsten Erkenntnisse vor uns aus und stülptest Deine Seele nach außen und erlaubtest uns, ehrfurchtsvoll zur Kenntnis zu nehmen, daß ihr edle Linien des Leides um unserer Willen eingekerbt sind. Trotzdem sagen wir in durchaus unjugendlicher Geduld Okay zu Deiner Unsterblichkeit, bis Du nun, dem Vernehmen nach, wohlgeborgen im Wagen des internationalen Roten Kreuzes, die Grenzen in jeder Hinsicht überschrittest und draußen als unser, nicht gesandter, Sendbote und als der in seinem Johannes-Herzen betrübte Richter posiert hast.

Wir wissen, wie viel Du getan und durchgemacht hast, seitdem Du aus den fernen ostpreußischen Wäldern mit leichtem Ränzlein aufgebrochen bist, das bereits köstliche Proben Deiner Kunst barg - die köstlichsten fast, möchte uns heute scheinen. Sichtbar hast Du wahrhaft Zeugnis abgelegt für Deine Gesinnung, die, wäre sie allgemeiner verbreitet gewesen, uns vor vielem bewahrt hätte. Oh, wir bestreiten es nicht, wir müssen es Dir danken! Es ist ein Unglück (aber Du liebst ja das Unglück, wenigstens auf Distanz), daß desungeachtet ein Mann nicht für uns sprechen darf, der allzu rasch an Gott verzweifelt, wie schon am Anfang Deines Totenwaldes nachzulesen ist, wenn er Mißlichkeiten ausgesetzt ist, mit denen verglichen jede Arbeiterfrau in der Großstadt während des Krieges Hundertfaches erlitten hat; daß uns ein Mann nicht als Beispiel gelten kann, der fähig war, jene Szene auf dem Bahnhof zu empfinden und zu beschreiben, die wir auch im ,Totenwald' finden. Lag damals eine Strahlenkrone um Dein Haupt? Woran sonst hätte Dich jene Frau erkennen sollen, die ungerührt an dem Transport abgezehrter Gefangener entlangblickte, bis sie Deiner ansichtig wurde? Da stürzten Tränen aus ihren Augen?

Vielleicht ist es aber unser Unglück, daß wir Erfahrungen hinter uns

haben, die uns gegen die aufgeblähten Gefühle des Johannes, in dem sich martyriumstüchtige Demüt und hoffärtigste Eitelkeit wunderbar mischen, empfindlich machen. Wir haben uns unser Zeitalter nicht ausgesucht. Wir müssen mit ihm, so wie es ist, fertig werden. Das wird nur sein, wenn wir zwischen uns und die Wirklichkeit keine schöngefärbten Schleier hängen, wie Du sie aus Moral und Gefühl zu weben pflegst. Daß Dir ein Gott gab zu sagen, was Du nicht leidest, ist Deine Sache. Du bist weder der erste noch der einzige, der dabei vortrefflich gedeutet. Daß Du Dich aber vermißt zu sagen, was wir leiden, veranlaßt uns nun unsererseits zu diesem Dementi. Möchtest Du endlich Dein Versprechen wahr machen und uns aus dem Spiel lassen! Deine Leser werden Dich auch so bewundern, wenn Du gänzlich in der Art von Dichtern auftrittst und im Werke wohligh ruhst - der Du uns vielleicht die Liebe tust? Alexander Paruch

Seither hat man keine Äußerungen Wiecherts in den Zeitungen mehr gefunden, die sich der Erziehung der Jugend und des Volkes befleißigen.

Wohl aber brachte die deutsche Presse im September 1948 die Meldung, daß Ernst Wiechert in die Schweiz übersiedle. Er habe, las man, dem Landrat seines Kreises erklärt, er werde Deutschland verlassen, wenn auf seinen Hof Flüchtlinge eingewiesen werden. Dies sei nun geschehen.

*102 dene 1 - 5 R
K. M.*

ikgs

Im Sommer 1945 schilderte Ernst Wiechert Deutschlands Lage im nachfolgenden Aufsatz, den er den Amerikanern überreichte. Der Aufsatz hat den Titel:

Der reiche Mann und der arme Lazarus

1. Hoffnungen.

Bei Hölderlin steht das große Wort: Was bleibt, stiften die Dichter. Verse, die oft wiederholt und niemals erfüllt worden sind. Obwohl die Dichter die ersten waren, die die Katastrophe von 1914 und 1918, von 1933 und 39 voraussehen. Und obwohl sie fast die einzigen waren, die versuchten, das Licht in der Dunkelheit schrecklicher Jahre zu bewahren. Aber Politik und Generale haben immer gerne die Dichter als sanfte und unvermeidliche Dummköpfe betrachtet, gut genug dazu, Propagandaarbeit zu leisten und Grabschriften zu verfassen. Und wenn sie gute Propagandisten waren und gute Grabschriften schrieben, so bekamen sie einen Orden oder einen Titel oder eine Leibrente; und wenn sie schlechte Propagandisten waren und schlechte Grabschriften schrieben, so wurden sie ins Gefängnis geworfen.

Und so erging es auch mir. Und obwohl ich alle Eitelkeit seit vielen Jahren beiseite gelegt habe, bin ich doch berechtigt zu sagen, daß in diesen Jahren Millionen von Deutschen meinen Worten gelauscht haben, in einer Zeit, in der niemand wagte, Worte statt der Phrasen zu gebrauchen. Daß sie meinen Büchern und Reden an die Münchner Studenten 1934 bis 1936 gelauscht haben. Daß ich eines der wenigen Lichte in der Finsternis der Tyrannei für sie war. Daß ich so etwas wie der Vater der Gerechtigkeit für sie war, für die Gebildeten, wie für den kleinen Mann. Daß meine Bücher in vierzehn Sprachen übersetzt wurden, weil man daran glaubte, daß die Seele Deutschlands in ihnen lebte: die Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Dichtung und Freiheit.

Aber wenn die Stunde und die Armen und die Unterdrückten und der kleine Mann mir zuhörten, so nicht die Politik und die Generale. Und da sie meine Bücher und Reden für schlechte Propaganda hielten, so warfen sie mich ins Gefängnis und ins Konzentrationslager, um ihren Weg für den Übermenschen frei zu bekommen.*

Ich habe das Ende des Krieges und das des Nationalsozialismus vorausgesehen und Millionen meiner Anhänger sahen es voraus, und keine Nacht verging, in der wir nicht für den Sieg der Feinde beteten. Wir glaubten, daß die großen Güter dieser armen Erde schließlich auch zu uns kommen würden. Daß die Gerechtigkeit kommen würde, die Freiheit, die Wahrheit. Daß die deutsche Erde frei werden würde von den Dämonen wie von Antichristen, daß eine neue Erde beginnen würde und daß alle Hände und Herzen, die während der bitteren Jahre rein geblieben waren, nun zu dem neuen Werk aufgerufen werden würden. Und einige glaubten, daß seine Stimme, die für so lange Jahre unterdrückt und erstickte Stimme, bei den Siegern wie bei den Besiegten Gehör finden würde.

Aber sie fand kein Gehör. Niemand kümmerte sich um sie, da so viele andere Stimmen da waren, die Gehör verlangten. Große und laute Stimmen, größer und lauter, als die meinige. Da waren die Stimmen der Politiker und Generale, und es war nur recht und billig, ihnen zu lauschen, denn es war ein besiegtes Land, noch immer erfüllt von den letzten Aufschreien der Dämonen.

Und da waren die Stimmen der großen Emigranten, wie die Stimme Thomas Manns und Franz Werfels und vielleicht war es nicht ganz recht und billig, nur auf sie zu lauschen, denn sie hatten das gefährdete Schiff verlassen, sobald der erste Sturmwind die Oberfläche des einst blauen Ozeans bewegt hatte. Sie hatten in Frieden und Sicherheit gelebt, sie waren reich und wohlgenährt geworden, während ihr Volk im Schatten der Galgen und des Stacheldrahtes leben mußte, in Armut und Hunger, in Krieg und Zerstörung. Es war nicht ganz recht und billig, ihnen zuzuhören und nur ihnen allein, während das Schiff vor den Klippen zer-schellte und ihre Stimmen vom sicheren Hafen aus der untergehenden Mannschaft zuriefen, wie sie sich verhalten sollte, und wie groß ihre Sünden gewesen wären. Es ist kein guter Pfarrer, der zu den Armen geht und niemals Not oder Hunger kennen gelernt hat und dessen Wangen noch vom letzten Glas Portwein schimmern, während er den Armen erzählt, daß

* Die Generale hatten Lt. Wiecherts Festnahme nicht das geringste beigetragen. Wären seine Bücher der Anlaß der Haft gewesen, hätte man sie verboten. Sie würden nicht verboten. Wiechert hier sagt, ist Lüge, und wie er so sagt, Kitsch.

Wasser die beste Gabe des Allmächtigen sei. Und da waren die Stimmen der Kardinäle, denen sie zu lauschen hatten. Tapfere und gute Stimmen, aber Kardinäle haben in der Weltgeschichte immer zuerst an ihre Kirchen gedacht und dann an ihr Volk. Kardinäle werden immer zuerst eine römisch-katholische Kirche erbauen und dann ein neues Deutschland. Kardinäle werden auf den Totenfeldern von Dachau zuerst ein katholisches Kloster erreichen und dann erst den Witwen und Waisen der Opfer zu helfen versuchen. Und da waren die Stimmen der Leute aus den Konzentrationslagern. Wenige von ihnen waren bereit zu vergeben oder zu schenken oder zu arbeiten. Aber die meisten von ihnen waren bereit, sich zu rächen, zu nehmen, an sich zu reffen, wessen sie beraubt wurden. Alle von ihnen Dulder, viele von ihnen Märtyrer, einige von ihnen Helden. Aber viele von ihnen weder Märtyrer noch Helden, sondern Verbrecher, Berufsverbrecher und es war nicht ganz recht und billig, ihren Stimmen wie den Stimmen von erlösten Engeln zu lauschen. Es gibt so weit ich mich erinnere, weder Betrunkene, noch Stehlende, noch Raubende, noch Vergewaltigende, noch mordende Engel.

Und da waren die Stimme der "Antinazis", wenigstens derjenigen, die niemals für die Nazis gewesen waren und immer gegen sie gesprochen hatten. Sie müssen sehr leise gesprochen haben, denn zwölf Jahre lang haben wir ihre Stimmen nicht gehört; aber nun hatten ihre Stimmen sich erholt, Millionen von Stimmen, unzählige Stimmen. Vor den Türen jeder Militärregierung konnte man sie sehen, die Unschuldigen, vor tausenden von Türen, und jeder von ihnen hatte ein Blatt Papier in der Tasche, und wenn er gefragt wurde, so flüsterte jeder von ihnen, daß er einen Nazi für den Amerikaner bereit hätte, eines dieser "dreckigen Schweine," die er zwölf Jahre lang gehaßt hätte. Tausende von ihnen standen so vor den Türen und warteten auf ihre dreißig Silberlinge. Und Tausende von ihnen saßen zuhause und schrieben ihre anonymen Denunziationen gegen irgend einen Nazi und warteten auf ihre dreißig Silberlinge. Denn natürlich wollten sie diese kleinen Nazis nicht los werden um ihre Arbeit zu übernehmen. Sie wollten zum Beispiel nicht Lehrer werden an den kleinen Landschulen, um die vergifteten Seelen der armen Kinder zu reinigen. Sie wollten nicht hinter dem Pflug hergehen und die neue Saat aussäen, die Disteln ausjäten und das neue Brot für die Hungrigen backen. Aber wenn ihr kleiner Nazi einen Wagen gehabt hätte, wollten sie diesen Wagen natürlich haben, weil es der Gerechtigkeit widersprach, daß ein Schwein einen Wagen hätte. Und wenn der kleine Nazi eine Sinekure gehabt hätte, wollten sie natürlich diese Sinekure haben; und wenn er sechstausend Mark im Jahre verdient hatte, so wollten sie natürlich achttausend verdienen, weil ihre Hände sauber waren und weil in einer sauberen Hand achttausend Mark besser Platz haben als sechstausend Mark in einer schmutzigen Hand.

Und vielleicht war es mitunter recht und billig, ihren Stimmen zuzuhören. Ungerechtigkeit und Korruption hatten geherrscht, mehr als zu anderen Zeiten und es war kein Zweifel, daß das Land von Ungerechtigkeit und Korruption gesäubert werden mußte. Und so hörten die amerikanischen Offiziere ihnen zu. Zuerst mit Eifer und dann mit Geduld, und dann mit Widerwillen und dann mit Ekel. Aber sie mußten zuhören. Zwar gab es ehrenhafte und schweigsame Leute in jeder Stadt, in jedem Dorf, in jedem kleinen Flecken, wenigstens einen von ihnen, vielleicht einen Geistlichen, vielleicht einen Dichter, vielleicht einen einfachen Bauern. Sie standen nicht vor den Türen und sie verlangten keinen Wagen oder dreißig Silberlinge. Sie kannten die Herzen ihrer Dörfer und sie würden die Namen der Schuldigen ohne Schwierigkeit genannt haben. Aber niemand kümmerte sich um sie. Nur die russischen und polnischen Plünderer kümmerten sich um sie, und die amerikanischen Soldaten standen mit höhnlichem Nicken dabei und erzählten ihnen, daß ihnen ganz Recht geschähe.

Und auch ich wartete. Ich stand in hohem Ansehen im ganzen Landkreis. Jedermann kannte mein Schicksal und im Jahre 1938 hatten die Rundfunksender von New York, London und Moskau es über die ganze Welt

gesandt, und das britische Weißbuch von 1939 hatte es mit Achtung und Ehren aufgezeichnet. Amerikanische Offiziere lebten in meinem Hause und auch sie kannten es und sie waren freundlich zu mir und erzählten mir, daß es meine Aufgabe sei, das deutsche Volk zu lehren und zu erziehen. Aber niemand kümmerte sich um mich. Nur der arme Mann aus den armen Dörfern stand an meiner Gartentür, unruhig und sorgenvoll und begann mich zu fragen: "was ist es nun mit der Gerechtigkeit?" Und was ist es mit den Amerikanern?" Und ich konnte ihm nur sagen, daß er Geduld haben mußte wie er zwölf Jahre lang geduldig gewesen sei und nicht nur zwölf, sondern Zwölfhundert Jahre lang. Und doch will ich den amerikanischen Captein nicht vergessen, der in mein Haus kam, um meinen Sorgen zuzuhören. Er war der einzige für lange Zeit, der bereitwillig und geduldig zuhörte, und der nicht nur mit seinem Verstand sondern mit seinem Herzen zuhörte. Er war der Schwiegersohn Thomas Manns, und er war vom Kriegsministerium mit besonderem Auftrag ausgeschiedt worden. Aber er ging nach den Staaten zurück und außerdem war er selbst ein Dichter. Es würde uns guttun, wenn seine Stimme gehört würde, aber ich weiß nicht, ob in den Staaten die Stimmen der Dichter gehört werden. Ich hoffe es, aber ich weiß es nicht.

Und als er mich verlassen hatte und es niemand mehr in den Sinn kam, mich zu fragen, ob sie mit der deutschen Seele recht verfahren, mit der Gerechtigkeit und mit der Säuberung des Landes, und als ich sah, daß die Dinge nicht den rechten Weg gingen, und daß die lautesten Stimmen nicht die besten Stimmen waren, beschloß ich, es noch einmal zu versuchen, das heißt meine Stimme nach so vielen Jahren des Schweigens noch einmal zu erheben. Ich hatte es genug erfahren, daß es keinen Lohn einbringt, seine Stimme für Wahrheit und Recht zu erheben. Daß es in den meisten Fällen Kerker und Verfolgung einbringt. Aber daß man in jedem Fall ein gutes Gewissen gewinnt, und daß ein gutes Gewissen besser ist, als ein schlechter Kerker.

Und so entschloß ich mich, diese Zeilen zu schreiben und sie irgend einem amerikanischen Offizier zu überreichen, der sie vielleicht würde lesen wollen. Ich habe sie in meinem unvollkommenen Englisch geschrieben und ich habe gehofft, daß das von geringer Bedeutung sein würde, wenn nur meine Augen scharf wären, meine Ohren hell und mein Herz rein. Diejenigen, die diese Zeilen lesen werden, möchten sie sie nun fortwerfen oder selbst sich zu Herzen nehmen, aber niemand sollte mich noch einmal fragen dürfen: "Warum hast du geschwiegen, als du sahest, daß aus Recht Unrecht wurde?"

Und so begann ich niederzuschreiben, was ich in vielen schlaflosen Nächten gedacht habe.

Es gab keinen Zweifel für mich, daß niemals zuvor eine größere Mission auf die Schultern eines Volkes gelegt worden war, als sie in unseren Tagen auf die Schultern des amerikanischen Volkes gelegt wurde. Ein ganzer Erdteil war zusammengebrochen in seiner Mitte, und in seiner Mitte das Herz dieses Erdteils, das deutsche Volk. Ein Volk, das zu einem kleinsten Teil sich aus den dunklen Urgründen erhoben wie die apokalyptischen Reiter in der Offenbarung des heiligen Johannes. Aber das in seinem größten Teil niemals aufgehört hatte, an die Götterbilder der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe zu glauben. Ein Volk, das zwölf Jahre lang unter den Blitzen des Henkerbeils gelebt hatte, unter Gewalt, unter Tyrannei, unter Verderbtheit und unter Graueln, wie sie seit hunderten von Jahren nicht mehr geschehen waren. Ein Volk, das um den Sieg der Alliierten gebetet hatte und das auf die Rettung aller Armen und Unterdrückten geharrt hatte, auf die Gerechtigkeit. Es erwartete keine Gerechtigkeit von den Engländern, den Franzosen, den Polen oder den Russen, wenigstens nicht die reinste Gerechtigkeit. Vielleicht dachte es, daß einzelne zu viel unter der Rohheit unserer Kriegsführung gelitten hatten, und es war, daß es von den anderen Völkern alles andere als Gerechtigkeit zu erwarten hatte. Es wußte aus dem Jahre 1919, daß in der Seele des französischen Soldaten und besonders des französischen Offiziers von

ein häßlicher Vorrat von Grausamkeit, Rachsucht und selbst Sardismus lebte, und es wußte, daß in der Seele des russischen Soldaten neben einer großen und kindlichen Güte die Wildheit eines asiatischen Erbes lebte. Daß die Greuel, die wir in Rußland gegangen hatten, mit Leidenschaft, Haß und Rache erwidert werden würden. Aber das Volk glaubte an die große Gerechtigkeit der Amerikaner. Es wußte vom Jahre 1919 daß die Amerikaner den ersten Weltkrieg nicht gewonnen und entschieden hatten, um die Besiegten zu berauben wie die anderen es getan hatten. Daß sie uns kein Land und kein Geld genommen hatten, sondern daß die Quäker hunderte unserer Kinder vor dem Hungertode gerettet hatten. Und vielleicht hatte das Volk von dem Abraham Lincoln gehört und hie und da hatte einer seine Reden gelesen und vielleicht der eine oder andere sein Bild gesehen, das Bild eines der edelsten und reinsten Gesichter, das diese Erde jemals hervorgebracht hatte. Und so glaubten wir an unsere Befreier von ganzem Herzen. Niemals in der Geschichte ist ein siegreiches ^{Volk} mit so viel gutem Willen, mit so viel Liebe, ja mit so viel Begeisterung empfangen worden von dem Teil des Volkes, der guten Willens war. Sie waren bereit zu helfen, sie waren bereit, alle Schlechten auszuliefern und ihr Land vom Bösen, von der Gewalt und von dem Verbrechen zu säubern. Es ist wahr, daß in dem Benehmen der meisten ~~von~~ ihnen nicht viel Würde lag. Sie waren zu ergeben, zu diensteifrig, zu kriecherisch. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß zwölf Jahre einer unerhörten Brutalität über sie hinweg gegangen waren und ihr Rückgrat ~~zerbrochen~~ hatten. Sie waren gekreuzigt worden, die meisten von ihnen und ihre Seelen gingen auf Krücken. Aber auf Krücken gingen sie ihren Befreiern entgegen. Wußten die Amerikaner, was sie sahen? Sie hatten die Totenfelder der Konzentrationslager gesehen und ~~hatten~~ gedacht, daß es die einzigen Totenfelder in Deutschland seien. Sie wußten nicht, daß es viele andere Totenfelder gab, Totenfelder der Seele, und daß die Herzen, die unter der Oberfläche von Ergebenheit und Knechtssinn, von Pseudo und Lachen schlugen, verstörte Herzen waren. Es waren die Herzen eines Weglosen Volkes. Es war das Herz des verlorenen Sohnes.

2. Die Tatsachen.

Dies waren unsere Hoffnungen. Aber was geschah wirklich? Hoffnungen sind die Träume der Seele und am Morgen verwehen die Träume. Die Linien des wirklichen Horizontes werden klarer und an Stelle von Königskronen und Feenschleiern liegen die Werkzeuge unseres Tagewerkes klar vor unseren Augen, der Pflug und der Spaten, Mühe und Arbeit, Schweiß und Tränen.

Und was geschah im klaren Morgenlicht? Was erblickten meine Augen zuerst? Das erste waren die jubelnden französischen Kriegsgefangenen, und es war ein guter Anblick für alle mitleidigen Augen. Das zweite waren die amerikanischen Soldaten, Arm in Arm mit KZ-Mädchen, die aus der selben Flasche mit ihnen tranken, die sangen und schrieten, und rings herum zerschlagene Schaufensterscheiben und Berge von geplünderten Dingen, und Gesichter, die wie die Gesichter von Dämonen aussahen und Schreie, die wie die Schreie von Tieren klangen, und es war nicht immer ein guter Anblick für gute Augen. Aber der Krieg war zu Ende und Sklaverei und Tod und Harter waren zu Ende, und so würde es wohl wie ein Rausch vorübergehen.

Aber einiges ging nicht vorüber. Einiges dauerte Wochen und Monate lang und der arme Mann, der zu meinem Gartentor kam und fragte, wie es nun mit der Gerechtigkeit stünde, sah verstört aus, und ich wußte nicht recht, wie ich ihn trösten wollte. Denn die Straßen begannen sich nun

mit Seltsamen Gestalten zu füllen. Gestalten, die zuerst unterwürfig waren und zuletzt gewalttätig wurden. Gesichter, die nicht gut aussahen, und weder Menschlichkeit weder Gerechtigkeit war auf ihnen zu sehen. Und die Bauernhäuser, wie die Landhäuser wie die Schlösser hatten die Türen von ihnen zu öffnen, und wenn man es nicht tat, so wurden die Türen zertrümmert, und wenn Widerstand geleistet wurde, so gab es Rohheit, Vergewaltigung und Mord. Es waren Zeiten, die so schlimm waren wie die Nazizeit, und einige waren schlimmer. Es gab keine Obrigkeit außer der amerikanischen Obrigkeit, und diese zuckte die Achseln und bedeutete uns, daß uns ganz recht geschehe, weil wir in den Heimatländern der Plünderer das selbe getan hätten. Aber hatten wir das selbe getan? Wir, die anständigen Bauern, Pfarrer, Dichter, die Frauen und Mädchen? Hatten wir nicht die Taten der Nazis und unserer Soldaten gehaßt? Waren wir nicht freundlich zu den Gefangenen gewesen? Hatten wir ihnen nicht heimlich Brot, und Obst und Zigaretten gegeben? Waren sie nicht wie Söhne in den Bauernhöfen gewesen? Und hatten sie nicht mit Tränen in den Augen Abschied genommen? Und was für eine Gerechtigkeit war es denn, die Verbrechen mit Verbrechen vergelt? Besteht denn Gerechtigkeit nicht darin, Verbrechen mit Strafe zu vergelten und die Schuldigen statt der Unschuldigen zu bestrafen? Und war es dieselbe Gerechtigkeit, von der ich in den Reden Lincolns und Jefferson's gelesen hatte? Nein, es war nicht die selbe; wenn ich das Antlitz Lincolns immer und immer wieder betrachte, so ist es mir, als wenn dieses ehrenhafte reine und edle Antlitz vor Scham errötete.

Es gab ganze Dörfer, die ausgeplündert wurden, schwere Lastkraftwagen mit gestohlenen Sachen beladen, rollten über die Landstraßen, und die amerikanischen Soldaten und Offiziere, die ausgeschiedt waren, um sie anzuhalten und zu untersuchen, nahmen sich aus den ersten Wagen das beste, das sie fanden, steckten es ein und ließen die anderen Wagen weiterfahren. Es gab amerikanische Wagen mit einem Soldaten und einem polnischen oder russischen Banditen, die in schöner Brüderlichkeit plünderten, die ein deutsches Motorrad anhielten und die Fahrer zwangen, sich die Schuhe auszuziehen und sie den Banditen zu geben. Französische Offiziere kamen aus der Nachbarschaft, schlossen uns in unserer Küche ein, und stahlen unser Silber, unsere Uhren, unseren Schmuck, und was ihnen sonst gefiel! Unter den Augen der Amerikaner! Nicht weit von uns lag ein Schloß mit einem amerikanischen Stab und 120 Soldaten. Und eines Tages wurde ein kleines Nebenhaus, ein paar hundert Meter vom Schloß entfernt, von russischen Verbrechern ausgeraubt, die jeder eine Pistole hatten. Es waren Flüchtlinge, die ausgeraubt wurden, bettelarm, und man nahm ihnen auch das letzte. Eines von ihnen war ein junges Mädchen, aus guter Familie, das sich sein Brot dadurch verdiente, die Zimmer der amerikanischen Offiziere sauber zu machen; und als es weinend zu dem Offizier im Schlosse kam und ihm sein Unglück erzählte, nahm er nicht etwa seine Hand oder streichelte seine Wange oder sprach ihm Trost zu, sondern er lachte. Er war Offizier und ein gutherziger Mensch, aber als ein hilfloses Mädchen zu ihm kam, um sich an den Edelmut eines Mannes zu wenden, lachte er. Aber endlich gingen die Russen fort und die Polen plünderten allein, und schließlich verschwanden auch die Polen. Und wieder kam der arme Mann aus den ausgeraubten Dörfern und an mein Gartentor und fragte: "Wird nun die Gerechtigkeit kommen?", aber ich wußte es nicht. Und nun waren die amerikanischen Soldaten allein auf den Straßen. Die meisten von ihnen benahmen sich ordentlich, selbst wenn sie vier oder fünf gestohlene Armbanduhren trugen. Aber zuweilen hielten sie doch an einer einsamen Stelle ein Mädchen an und wenn es nicht willig war, schlugen sie es ins Gesicht so lange, bis man sie zum Arzt nehmen mußte, weil ihre Augen zugeschwollen waren. Und eines von ihnen wurde in Anwesenheit seiner ganzen Familie vergewaltigt, von der Mitternacht bis zum Morgen, und es war ein junges, unberührtes Mädchen. Der Verbrecher wurde ermittelt und das Mädchen wurde von den amerikanischen Offizieren vernommen. Aber die Vernehmung war so, daß es seine Eltern flehentlich

flehentlich bat, den Verbrecher laufen zu lassen und sie nicht mehr vor die Offiziere zu führen. Es gab Freundschaften zwischen den amerikanischen Soldaten und vielen Mädchen. Mehr als Freundschaften. Und die meisten dieser Mädchen waren SS-Mädchen aus Österreich und Ungarn oder Flakmädchen und die meisten von ihnen waren Huren oder wurden es. Sie wurden mit Zigaretten und Schokolade und Konserven überschüttet und die anständigen Mädchen wurden verlacht und durften Hunger leiden.

Und wieder kam der kleine Mann zu mir und fragte: "Wird die Gerechtigkeit nun endlich kommen?" Aber ich wußte es nicht.

Ich kann nicht leugnen, daß mein Herz schwer war, Tag und Nacht. Nicht daß ich mich davor fürchtete, mein Hab und Gut zu verlieren, meine zehntausend Bücher, meine Bilder, meine Plastiken. Aber ich fürchtete, meinen Glauben an die Gerechtigkeit zu verlieren, an die Menschlichkeit, ja an die Menschheit. Ich erinnerte mich an die Erlasse des Generals Eisenhower, daß alle Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen, die beim Plündern erwischt wurden, vor ein Kriegsgericht gestellt wurden. Und daß die amerikanischen Soldaten in Deutschland durch Erziehung und Beispiel wirken sollten. Ich sah mich nach Kriegsgerichten gegen die Plünderer um, aber ich konnte sie nicht sehen. Ich sah mich nach Erziehung und Beispiel um, aber auch diese konnte ich nicht entdecken. Vielleicht waren sie hinter einem Vorhang verborgen und ich konnte und durfte nicht hinter diesen Vorhang sehen. Und ich erinnerte mich an das berühmte Wort, von dem großen Präsidenten Roosevelt, daß Freiheit von Furcht versprochen hatte. Aber wenn unser Mädchen am Samstag nach seinem Heimatdorf ging, mußte ich mitgehen und einen Totschläger in der Hand haben, weil es einmal von vier amerikanischen Soldaten in roher und gemeiner Weise überfallen worden war, und einmal von einem russischen Strolch, der ihr das Gesicht mit Stacheldraht zerschnitten hatte, so daß sie über und über blutete. Und beide Male war sie nur mit Mühe entkommen. Und ich nannte den Totschläger den Freiheitsstab.

Aber noch immer versuchte ich, etwas Trost und Glauben aus der Tatsache zu gewinnen, daß der Weg vom Präsidenten oder dem Oberbefehlshaber zum Offizier oder zum einfachen Soldaten ein langer Weg war. Vielleicht war der Weg länger, als mein ungeduldiges Herz ihn sich vorstellte. Und Geduld ist ja nach dem Dichterwort "der Becher zur Freude".

Aber da waren ja andere Tatsachen, für die es keine Entschuldigung des langen Weges gab. Da war die Tatsache, daß nach dem Wortlaut vieler Proklamationen das amerikanische Besatzungsheer von seinen eigenen Vorräten zu leben, und das deutsche Volk sich selbst aus Eigenem zu ernähren hatte. Und nun führen die amerikanischen Offiziere und Soldaten von Dorf zu Dorf, und jedes hatte Eier und Butter und Milch für sie abzuliefern. Viele Eier, viele Butter und viel Milch, so daß jeder Soldat zum Frühstück so viele Eier essen konnte, wie es ihm beliebte, drei oder vier oder sechs. Und man bezahlte sie nicht, sondern nahm sie fort. Und ich zum Beispiel mit meinen Magengeschwürren, der fünfzig Pfund während des Krieges verloren hatte, konnte glücklich sein, wenn ich am Sonntag Morgen ein Ei hatte und ein bißchen Milch von meinem Nachbarn; und das Gesicht meiner Frau wurde durchsichtiger von Tag zu Tag und niemand konnte ihr helfen.

Und manchmal, wenn einer von uns stundenlang vor der Gärtnerei ungerer kleinen Stadt stand, um etwas Gemüse zu bekommen, kam ein amerikanischer Soldat, und sagte: "Fort mit euch! Alles Gemüse ist für unsere Truppen beschlagnahmt!" Und jeder mußte heimgehen, schweigend, und machte sich seine Gedanken über den reichen Mann und den armen Lazarus.

Und wenn ein amerikanischer Truppenteil versetzt wurde, bekam er den Befehl, alles zu verbrennen, was er nicht mitnehmen konnte oder wollte. Und wenn die Soldaten nicht versetzt wurden sondern in ihren schnellen Wagen die Straßen entlang fuhren, so warfen sie ihre Päckchen Neschkaffee in die Gassen, weil sie ihn nicht mochten. Und zur

selben Zeit starben im ganzen Land die alten Leute an Herzkrankheiten weil es kein Coffein und kein Strophantin gab, um sie zu heilen. Und in der Zeit, als wir jeder von uns wieder drei Scheiben Brot für den ganzen Tag hatten, fütterten die Amerikaner unsere kleinen Hunde mit Cakes und wir sahen zur Seite, und dachten an die Brotkrumen, die von des reichen Mannes Tische fielen.

Denn jeder von ihnen hatte zwanzig mal so viel und so gut zu essen wie wir, aber sie nahmen uns auch noch das wenige, was wir hatten. Und vielleicht dachten sie daß uns recht geschehe, wie sie bei den Plünderern gedacht hatten, ich weiß es nicht. Es ist nicht leicht, eines anderen Menschen Gedanken zu wissen, zumal wenn er von jenseits des Ozeans und aus Gottes eigenem Lande kam.

Und schließlich gab es noch eine dritte Tatsache, schwieriger, als die beiden anderen. Nicht die Tatsache der Plünderung, und der Ernährung, sondern die Tatsache der "Reinigung". Sie hatten das Land von den Nazis zu säubern, und das war ganz in der Ordnung. Jeder von uns war bereit, ihnen zu helfen, ohne Rache und Niedrigkeit, weil wir ein sauberes Feld für unsere Saat und für unseren Pflug brauchten. Aber nach einigen Wochen erschien der kleine Mann wieder vor meinem Gartentor, sorgenvoller als über sein ausgeraubtes Haus oder über seine geschändete Tochter oder seine hungernde Frau: "Was ist nun mit der Gerechtigkeit," fragte er wieder und ich legte ihm meine Hand auf die Schulter, und sagte: "Vielleicht ist es so wie es in der Bibel geschrieben steht, daß die Gerechtigkeit nur im Himmel wohnt und nicht auf Erden, so wie die Wahrheit und die Freiheit nur im Himmel wohnen. Und er sah sich um, mit einem verlorenen Blick, als ob Gott selbst in den Wiesen stünde, und er könnte ihn selbst fragen und vielleicht eine bessere Antwort bekommen als von mir. Aber weder Gott noch eine Antwort standen in den Wiesen und nur der Staub von den amerikanischen Wagen hüllte uns ein.

Ja, wie war es mit der Reinigung? Sicherlich fehlte es den Amerikanern nicht an gutem Willen, aber vielleicht fehlte es ihnen an guten Ratgebern oder an einer schnellen Hand oder an einem scharfen Auge. Zuerst verhafteten sie die großen Nazis, die Bonzen, viele von ihnen, aber nicht alle. Es dauerte einen Monat, bis sie den größten Schurken in unserem Dorf verhafteten. Und einen Monat, ehe sie versuchten, den schlimmsten Gestapo-Beamten festzunehmen. Aber da war er schon verschwunden und sie bekamen ihn niemals, und dabei wußten sie ihre Namen und Verbrechen vom zweiten Tage ihres Einzuges an. Ich nannte ihnen die Namen von fünf unserer Landschullehrer, die mehr Gift in die Seelen ihrer Kinder geträufelt hatten als viele der großen Nazis. Sie verhafteten einen von ihnen und die anderen schlenderten durch die Straßen und fragten die Bauern, wie es nun mit dem langen Arm der Amerikaner stehe. In allen Ämtern saßen Nazis von der kleinen und gefährlichen Art, aber sie waren nicht vor 1933 in die Partei eingetreten. Und sie fuhren fort, das Publikum zu tyrannisieren, mit Grobheit, Unverschämtheit und Rohheit, wie sie es vorher getan hatten. Es gab berühmte Bildhauer, wie Torask und Breker, die nicht wegen ihrer Künsterschaft berühmt waren, sondern weil die großen Nazis dem Publikum befohlen hatten, sie für große Künstler zu halten. Sie wurden ins Gefängnis geworfen, weil sie es mehr verdient hatten als tausend andere Gefangene, und dann wurden sie frei gelassen und machten Büsten der amerikanischen Generäle. Es gab Dörfer, in denen die geheimen Nazis die wirklichen Herrscher waren, wo sie zur Nachtzeit ihre geheimen Zusammenkünfte hatten und einander mit dem deutschen Gruß begrüßten, wo sie sich über die Amerikaner lustig machten und sie Idioten nannten. Und jedermann wußte davon, auch die Amerikaner, aber keiner von ihnen wurde verhaftet. Und wenn ich sie fragte und warnte und alle anständigen Leute sie warnten, zuckten sie die Achseln und lächelten. Und es ist nicht immer leicht, eines anderen Menschen Lächeln zu verstehen.

Nach einigen Monaten wurden alle Bürgermeister entlassen, die Parteimitglieder gewesen waren, ganz gleich, ob sie genötigt worden waren, in die Partei einzutreten. Und da es im dritten Reich natürlich keine Bürgermeister gab, die nicht Parteimitglieder waren, so wurden sie alle entlassen. Nun lebte in einem kleinen Dorf in unserer Nachbarschaft ein Bürgermeister, der zwanzig Jahre lang dieses Amt inne gehabt hatte und der sich viele Jahre lang geweigert hatte, in die Partei einzutreten. Er war verhaftet worden und hat sich wieder geweigert und war noch einmal verhaftet worden. Dann baten die Dorfbewohner ihn, doch Parteimitglied zu werden, damit nicht irgend ein wilder Nazi Bürgermeister würde, und er gehorchte. Er war ebensowenig ein Nazi wie ich, und als im Herbst 44 ein amerikanischer Bomber dicht am Dorfbrand abstürzte und sieben Mann getötet wurden, begrub er sie auf dem Dorffriedhof entgegen dem strengsten Verbot der Nazibehörden und errichtete ein Kreuz über ihrem Grab. Der Pfarrer und alle Dorfbewohner halfen ihm dabei. Aber nun wurde er entlassen, weil er ein Nazi war. Und doch war er in der ganzen Landschaft der "weiße" Bürgermeister genannt worden. Und nachdem drei Monate vergangen waren, dachten viele von uns, der Krieg könnte nun zu Ende sein und der Frieden beginnen. Daß aus den Ruinen der zertrümmerten Städte und Dörfer ein neues Leben aufstehen könnte, der Anfang eines neuen Lebens. Es gab keine Kohle für den Winter, und die Winter waren hart für uns. Es gab die deutsche Zivilverwaltung mit alten, sehr alten Leuten, und einmal in der Woche sprachen sie über den Rundfunk zur Bevölkerung und ermahnten sie zur Geduld. Es gab keine Universitäten und keine Schulen, keine Zeitungen und keine Versammlungen. Es gab kein Echo für die Stimmen, die zu den Armen und Elenden und Verhungerten sprechen wollten. Ein dunkles und trauriges Licht breitete sich langsam über das Land, über die Frühlingsstraßen, die Häuser, die Seelen des Volkes. Die Sonne schien strahlender als in irgend einem Sommer, an den ich mich erinnern kann, aber die Gesichter unter dieser Sonne waren wie am Allerseelen-Tag, wenn auf allen Gräbern Kerzen brennen und ein trauriger Wind in den letzten Blättern der Friedhofsbäume flüstert. Und es gab so viele Friedhöfe und Gräber in dem ganzen Land.

Und nun kam der arme Mann nicht mehr zu meiner Gartentür. Aber ich traf ihn auf der Straße, wenn ich Pilze sammeln ging, um mit Kartoffeln und Salz ein bescheidenes Abendbrot zu haben. Oder in den Wäldern, wo er Holz für den Winter aufles. Und seine blassen Kinder sammelten die letzten Brombeeren in ihre kleinen Körbe oder wühlten in den Haufen von leeren Konservenbüchsen, die die russischen und polnischen Plünderer beiseite geworfen hatten, ob nicht eine von ihnen voll sein möchte. Aber sie waren alle leer, alle. Dann redete ich ihm gut zu, und bat ihn, auf ein reiches und mächtiges Volk zu vertrauen, das ihn und seine Kinder nicht vergessen würde.

Aber er lächelte nur traurig und sah zu den hellen Wolken auf, die friedvoll über die Wälder glitten und ihre Schatten auf Wälder und Felder warfen. "Sie sind wie diese Wolken", sagte er, "hoch über uns und für uns wird nichts übrig bleiben als ihr Schatten."

Und dann drehte ich mich schweigend um, und ging nach meinen Pilzen und dachte an den Armen, und wie die Hunde seine Schwären leckten.

3. Ursachen und Folgerungen.

Aber Tatsachen für sich allein sind nichts, wenn wir nicht versuchen, ihre Ursachen heraus zu finden. Sonst werden sie wie blinde Kinder eines blinden Zufalls sein und nicht in unser Blut eingehen. So habe ich in vielen schlaflosen Nächten versucht, hinter die Ursache zu kommen. Ich war keiner der Dichter, die auf dem Monde leben,

und denen die Ungeheuer erscheinen. Ich war in meiner Kindheit ein Jäger, ein Hirt und ein Fischer gewesen. Ich hatte meine Pferde geputzt und meinen Pflug durch die Felder geführt. Und später waren hunderte junger Menschen und Schicksale durch meine Hände gegangen. Ich hatte Krieg und Not kennen gelernt, und was mir an den Horizonten meiner Seele gefehlt hatte, hatten Gefängnis und Lager mir mehr als genug gegeben. Mit den Tatsachen war ich wohl vertraut. Und nun begann ich darüber nachzudenken, warum der arme Mann und nicht er allein so traurig zu den Wolken emporblickte. Ich bedachte die Stufenleiter, die das Volk allmählich herabgestiegen war: von der Freude zu Ungewißheit und Zweifel; vom Zweifel zur Enttäuschung, von der Enttäuschung zur Bitterkeit und Hoffnungslosigkeit und von dort eines Tages vielleicht zum Raß. Es war leicht, es meinem Volke allein zuzuschreiben, aber die leichten Erkenntnisse sind nicht immer die richtigen. Fast immer war es töricht, die Völker gegen einander abzuwägen und zu behaupten, daß eines besser sei als das andere. In jedem Volke gibt es dunkle Urgründe, in denen die Bestie schläft, und in jedem Volke eine kleine Anzahl derer, die reinen Herzens und guten Willens sind, die dieselbe Sprache sprechen und zu den selben Göttern beten. Und wenn zwei Völker einander nicht verstehen, so deshalb, weil die reinen Herzen schweigen müssen und die Stimme der Masse allein reden darf, und die Masse wird immer vom Ehrgeiz, von der Selbstsucht und vom Nationalismus beherrscht werden.

Wie war der durchschnittliche amerikanische Offizier und Soldat? War er von demselben Fleisch und Blut wie wir? Der weiße Mann, der die Erde erobert hatte, durch verschiedene Sprachen getrennt, aber der gleiche im Handeln, Denken, Fühlen, Lieben und Hassen?

Ich hatte seit vierzig Jahren amerikanische Bücher gelesen, ich hatte sie nicht nur gelesen, sondern ich hatte auch versucht, den Untergrund aller Bücher zu erkennen, das heißt ihre Seele und mit ihrer Seele die des ganzen ungeheuren Erdteiles. Seine Geschichte und Kultur, seine Kunst und Wissenschaft, sein Lachen und Weinen. Es gab viele amerikanische Bücher, die ich nicht nur gerne las, sondern wahrhaft liebte, ja die ich verehrte. Da waren Lincoln, Jefferson, Emerson und Longfellow, E.A. Poe und Whitman. Ich hatte einen Essay über die dichterischen und kritischen Meinungen Poes geschrieben. Ich hatte von amerikanischer Dichtung gelesen, so viel ich vor dem Kriege in die Hände bekommen konnte, die meisten in ihrer Ursprache. Ich hatte Hemingway, O'Neil gelesen, Thomas Wolfe und William Faulkner, den ich immer für den größten und tiefsten Dichter des heutigen Amerika gehalten hatte. Ich wußte hundertmal mehr von Amerikanern als der durchschnittliche amerikanische Offizier von Deutschland wußte.

Und das war der erste Punkt: sie wußten nichts von uns. Nichts von unserer Dichtung, nichts von unserer Art zu fühlen, von unserem Lebensziel und von unserer Geschichte, das heißt von der Geschichte unserer Seele. Sie blickten auf meine vielen tausend Bücher, mit einer Art frommer Ehrfurcht und einer Art gutmütiger Verachtung. Sie schlenderten durch meinen Garten wie durch die Straßen einer kleinen und komischen amerikanischen Kleinstadt und mir ist immer so, als ob sie sich nach einem Kino oder nach einem Cafe umsehen. Und dabei ist es ein großer und schöner Garten, und ein großer Teil unseres Herzens lebt darin. Sie kennen das Fort Bernhard Shaws nicht, daß ein Garten der Platz ist, wo Gott lebt, und daß man ihn aus der Erde ausgraben kann.

Sie sind die Meister der Zivilisation, aber sie wissen nicht viel von Kultur. Sie haben vergessen, daß der Mensch zu Fuß zu gehen hat, sie sind in einem Auto geboren worden. Sie haben die größten Tanks, die höchsten Wolkenkratzer, die größten Seandampfer, die größten Gefängnisse, die größten Kuchenteigfabriken, die besten Konserven. Und eine unserer Wachen, ein junger Mensch, der eben die Schulen verlassen hatte, erzählte mir, daß Europa fünfzig Jahre hinter den Staaten zurück sei. Aber obwohl wir so weit hinter ihnen zurück waren, wußte

er doch während des ganzen Tages nichts anderes anzufangen, als vor dem Radio zu sitzen und einer Jazzmusik zuzuhören, die mich, wie es bei Poe heißt, mit phantastischem Entsetzen erfüllte. Manches von alledem läßt sich leicht aus ihrer kurzen Geschichte erklären, aus ihrem Pionierleben, ihrer harten Arbeit, ihrem Mangel an Zeit, der ungeheuren Größe ihres Lebensraumes. Wir sind der alte Mann und sie sind wie Knaben, gutherzig, impulsiv, ohne Sorgen und Probleme. Aber Knaben sind laut und selbstsüchtig; sie haben nicht sehr gute Manieren; sie pfeifen und lärmen, sind gedankenlos und von einer völligen Gleichgültigkeit gegenüber dem Leiden. Sie lieben Rodion, Jazz und Kino, diese primitiven Künste, sie lieben Gefahr und Sensation. Sie sind tapfer und sogar edel. Aber sie haben keine besondere Liebe zu Büchern, besonders nicht zu Massen von Büchern, weil sie an Schule und Lehrer erinnern. Sie lieben keine Probleme- und tiefgründigen Gespräche. Sie kennen nicht den unendlichen Zauber eines kultivierten Heims, die verschleierte Leselampe, die auf einen lautlosen Abend scheint, der mit Lesen, Denken und Schweigen erfüllt ist. Und an dem man dem Nachtwind und dem leisen Knistern der Flammen im Kamin lauscht, der der Erinnerung der leisen Melancholie geweiht ist. Und sie sind vergeßlich wie Knaben. Die Stunden laufen ihnen schnell durch die Finger und alte Leute sind zu langsam für sie. Sie sind jung, stark, unkompliziert und ein hungerndes Volk zwischen Ruinen ist ein unangenehmer Anblick für ihre jungen hellen Augen. Nicht für alle von ihnen, aber für die meisten. Und zwischen diesen "meisten" und uns liegt mehr als der atlantische Ozean. Auch auf sie stürzte sich eine ungeheure Propaganda, bevor sie zu uns herüber kamen, und Propaganda wird immer die Herzen verderben. Auf die reinen Blätter des Herzens werden Zeichen geprägt und die meisten dieser Zeichen sind mit Lüge und Haß gefüllt. So betrachten sie uns als wilde Tiere hinter Gittern. Einige von ihnen würde, gerne jeden Zehnten von uns erschossen haben, Männer und Frauen. Und als sie sich zu wundern begannen und zu erkennen, daß Propaganda und Wirklichkeit zwei verschiedene Dinge seien, war es zu spät für viele gute Werke und Taten. Und ebenso war es bei uns. Zuviel war geschehen und das einzige, was wir tun konnten, war zu bekennen, daß wir Unrecht getan hatten, und daß wir willens waren, das Rechte zu tun. Die deutsche Seele hatte Flecken, die nicht kleiner waren als die Flecken auf den Seelen anderer Völker, und in vielen Fällen waren sie dunkler und häßlicher. Wir waren mit dem Korporalsstecken erzogen worden, Jahrhunderte lang, und die Brutalität der Nazis hatte dieses Werk vollendet. Ich habe niemals mein Volk als das auserwählte dieser Erde gepriesen. Und wenn ich mich umsah und erkannte, wie es aus dem Fegfeuer der letzten zwölf Jahre hervorgegangen war, schämte ich mich und mehr als das. Aber ich wußte daß tausende und tausende junger Menschen da waren, die ein reines Herz und reine Hände behalten hatten, und daß sie nicht schlechter waren als die Jugend anderer Völker. Unsere Aufgabe war es, ein neues Banner vor ihren Augen aufzurichten und sie durch Ruinen und Totenfelder zu führen, vorwärts und immer vorwärts. Und ich wußte, daß sie folgen würde. Aber was wir zuerst brauchten, was die ganze Welt zuerst brauchte, waren Friede und eine neue Erde. Der Krieg durfte nicht mit anderen Mitteln fortgesetzt werden, sondern Haß und Mord mußten durch Liebe und Leben ersetzt werden. Und wenn ich an die Folgen dessen dachte, was ich eben beschrieben habe, so wollte ich an der Zukunft fast verzweifeln. Nicht nur daß der kleine Mann seinen Glauben an die Gerechtigkeit, an Freiheit und Wahrheit verloren, es war mehr als das: es war die Tatsache, daß die Probierer auf dem besten und geradesten Weg waren, einen Teil des deutschen Volkes in einen wieder auferstehenden Nationalsozialismus zu treiben, der roher und gefährlicher

sein würde als der alte, und den anderen einen radikalen Kommunismus. Und was zwischen diesen beiden Abgründen übrig bleiben würde, würde das Zerrbild einer korrupten Demokratie sein, die schließlich in einen der beiden Abgründe stürzen würde.

Und das melancholische Wort Wilhelm Raabes würde eine schreckliche Wahrheit erlangen: "Das ist das furchtbarste auf Erden, furchtbarer als der Tod, daß die Kanaille Herr ist und bleiben wird."

Und dies sind nicht Träume sondern Tatsachen. Es gibt Zeichen genug für die Wissenden, ernste und drohende Zeichen. Man kann die Achseln über sie zucken, aber wenn das Beil fallen wird, wird es nicht mehr Zeit sein, die Achseln zu zucken. Der beste Teil des Volkes ist ohne Waffen, und die Radikalen beider Parteien sind nicht ohne Waffen. Die Polizei ist nicht nur entlassen, sondern auch entwaffnet worden. Es waren ordentliche Leute unter ihnen, die gezwungen worden waren, den Nazis zu helfen. Und wer wird sie ersetzen? Junge Burschen, die durch den Krieg, durch Hunger und Propaganda verdorben sind, und wenn der Vorhang aufgehen wird, werden sie genau wissen, auf wen sie zu schießen haben. Es werden Jahre vergehen, ehe er aufgeht. Aber schon morgen kann es eine Bartholomäus-Nacht geben. Natürlich wird der Aufstand niedergeschlagen werden, wenn er ohne Verbündete bleibt, aber nicht bevor der beste Teil des Volkes abgeschlachtet ist.

Und der beste Teil des Volkes ist es, um den der beste Teil der Amerikaner sich kümmern sollte. Es braucht keine Verbrüderung mit der Masse des Volkes zu geben, sie verdient keine Verbrüderung, sondern eine kalte und harte Hand. Aber mit denen, die guten Willens sind, sollte es eine Verbrüderung geben. Der kleine Mann soll nicht nur den Schatten der hellen und glänzenden Wolke erblicken. Seine Kinder sollen nicht verhungern, seine Frau nicht heimlich in ihren schlaflosen Nächten weinen, er soll nicht mehr an meine Gartentür kommen und fragen: "Wie steht es mit der Gerechtigkeit?" Er soll sie mit seinen eigenen Augen erblicken auf allen Straßen, auf allen Feldern, in allen Dörfern. Er hat tausend Jahre und länger nach ihr verlangt. Könige und Priester haben sie ihm versprochen und das Versprechen niemals gehalten. Aber nun war ein junges und starkes Volk herüber gekommen und hatte es noch einmal versprochen, wahrscheinlich wird es das Volk der Zukunft sein, wenn es seinen Weg zum Wasser des Lebens finden wird, von dem die Märchen erzählen. Es ist zu einem alten und absterbenden Volk gekommen, den Hütern von Schätzen, die langsam in Jahrtausenden gewachsen sind.

Ein Jüngling ist zu einem alten Mann gekommen und nun ist die Frage, ob der Jüngling ihn im Staub der Straße stehen lassen, oder ob er ihn bei der Hand nehmen wird, ob er auf die Weisheit und Abgeklärtheit des alten Weggefährten lauschen, oder ob er sich über ihn lustig machen und weiterziehen wird. Pfeifend und singend, indem er es dem lieben Gott überläßt, ob er dem alten Mann helfen wird.

Es gibt eine alte Legende, in der erzählt wird, wie ein Mann gestorben war und die Tore des Himmels sich vor ihm auftaten. Als er sich umblickte unter den Engeln in den Gärten und Hallen, erblickte er plötzlich den Fuß eines alten Mannes, aber der Mann selbst war nicht zu sehen. Er fragte, was der Fuß bedeute. Der Engel antwortete: "Der Mann, dem dieser Fuß gehörte, war böse und ist nun in der Hölle. Aber mit diesem Fuß hat er einst einem durstigen Kamel einen Eimer Wasser zugeschoben und deshalb ist dieser Fuß im Himmel."

Möge des reichen Mannes Rand und Herz niemals des Armen Hunger und Durst vergessen, nicht nur den nach Brot, sondern auch nach Güte und Gerechtigkeit. In den dunklen Jahren des Krieges, der Einsamkeit und Verfolgung habe ich einen Band Märchen für die Kinder aller armen Völker geschrieben. Das war mein Anteil an dem neuen Acker einer neuen Erde, weil die Deutschen sagen, daß ich ein Dichter sei.

Es soll der Anteil der siegreichen Völker sein, den armen Kindern aller armen Völker zu geben, was sie am meisten brauchen, Arbeit und Gerechtigkeit, wie das schöne und tiefsinnige chinesische Wort uns lehrt:

Gib denen, die hungern, von deinem Reis,
gib denen, die leiden, von deinem Herzen.

Diese Schrift Wiecherts ging ungedruckt von Hand zu Hand und wurde in Abschriften weit verbreitet. Zu ihrem Inhalt ist wenig zu sagen. Seine Kritik am Verhalten der amerikanischen Soldaten und Offiziere in Süddeutschland ist zutreffend und damals auch mutig gewesen, obwohl ihm, der für Deutschlands Niederlage gebetet hatte, von den Siegern nichts drohte. Erschreckend wirkt, daß er kein Wort über die fürchterlichen Taten der Russen in seiner Heimat Ostpreußen spricht. Daß er weder der deutschen Geschichte der Jahre nach 1919 gerecht wird, noch ~~sich selbst~~, die Haltung der deutsche Armee in den von ihr besetzten Ländern zu verleumden, darf nicht übersehen werden. Nirgendwo betrugen sich deutsche Truppen so schändlich wie die der Sieger in Deutschland. Daß die Russen sich wie Bestien benahmen, weiß jedermann.

Unfaßbar ist, daß Wiechert sich hergab, Landsleute ~~zu~~ bei den Amerikanern zu denunzieren und sogar behauptet, daß das deutsche Volk das wolle. In Wahrheit waren die Denunzianten und Stiefellecker der Sieger verachtet.

Der Aufsatz gibt Wiecherts Wesen und Charakter genau wieder, seine Weinerlichkeit, seinen Haß, den er stets in sanfte Phrasen wickelte. Im Langen-Müller-Verlag, München, hieß man ihn das Tränen-Aas, auch lachten alle Wissenden über das Wort Pauls Alverdes: Wiechert ist des deutschen Spießers Seelenkonditor.

Zu Wiecherts Verfolgung im Dritten Reich sei bemerkt, daß er seiner Ausländern brieflich zugeschickte ~~Lästerungen~~ der Reichsregierung wegen 1938 von örtlichen Behörden in ein KZ-Lager gebracht wurde, einige Wochen lang. Als der Präsident der Reichsschrifttumskammer Hanns Johst davon erfuhr, bewog er Goebbels, Wiechert zu befreien, ihn zu empfangen und im selben Jahr ihn zum Besuch des Großdeutschen Dichtertreffens in Weimar einzuladen; Wiechert besuchte das Treffen. Alle Schriftsteller, die dort waren, sagten ihm - er nahm diese Bekundungen in ihrer Mitte sehr erhaben entgegen - daß es arg sei, wie er behandelt wurde. Eine wirtschaftliche Schädigung erlitt er nicht. Man vernahm oft, daß er der Autor sei, der damals am meisten verdiente. Als der Schriftsteller Edwin Erich Dwinger im August 1948 vor der Spruchkammer in Füssen stand, wurde dort nachgeforscht, ob er als Nutznießer des NS-Regimes zu betrachten sei, weil seine Honorare damals ständig anstiegen. Ein Verlagssachverständiger wies nach, diese Einkünftesteigerung sei seinem Werk zuzuschreiben, was davon bestätigt werde, daß auch der Gegner des Nationalsozialismus Wiechert ununterbrochen höhere Honorare erhielt, die über jenen Dwingers lagen.

Verglichen damit, daß Wiechert im Dritten Reich, abgesehen von seiner kurzen Festnahme, frei schaffen und verdienen konnte, ist seine Verfolgungssucht nach dem Krieg ~~gegen~~ selbst gegen Lehrer, aber sogar gegen seine ostpreußische Heimatgenossin, die große Dichterin Agnes Miegel, schlechthin gemein. Doch darüber später.

Wiecherts Betragen nach der Niederlage wird in E.G. Kolbenheyers Erinnerung - "Sebastian Karst", 2. Teil, Seite 204 ff - geschildert.

Die obige Schrift Wiecherts kam den Amerikanern natürlich in die Hand, was ihn bewog, schnell von ihr abzurücken in einem Aufsatz, den die "Neue Zeitung", München, am 4. März 1946 veröffentlichte. Er lautet:

I K g S

Vom Wolf und vom Lamm

-13-

Von Ernst Wiechert

Dies ist die Geschichte einer Verwandlung, und es ist Zeit, sie auf ihren Ursprung zurückzuführen, damit nicht unter eifrigen Händen aus dem Gutgemeinten das Böse werde.

Im Sommer des vergangenen Jahres habe ich eine englische Denkschrift für amerikanische Offiziere geschrieben mit dem Titel: "The Rich Man and the Poor Lazarus." In dieser Denkschrift habe ich die Erfahrungen eines begrenzten Lebenskreises darzustellen versucht, soweit der Horizont damals zu überblicken war, in dem reinen Bestreben, zwischen zwei verschiedenen Welten eine Brücke zu bauen, zuerst eine der Einsicht und dann eine der Duldung und dann, als die letzte, die der Liebe.

Damals waren kaum drei Monate seit dem Beginn der Besetzung ins Land gegangen. Vieles, was geschah, war noch in der Wirnis des Fremdseins geschehen. Vieles, was nicht geschah und nach unserer Meinung geschehen sollte, war noch nicht reif dazu. Die Herrschenden waren zu unsicher, die Leidenden unter uns waren zu ungeduldig, die Hungrigen waren zu gierig, die Unbelehrbaren zu sehr einer falschen Hoffnung voll.

Inzwischen ist fast ein Jahr vergangen, und alle Bilder dieser Denkschrift haben sich gewandelt. Die Gewalt ist verschwunden, die schweigende Duldung des Unrechts, das Unbekümmerte vor den Fragen der Zukunft. Auch das Bild des Amerikaners, wie ich es damals gezeichnet habe, hat sich gewandelt. Vieles bleibt, was immer bleiben wird, ein anderer Erdteil, eine andere Geschichte, eine andere Lebensform. Unveränderlich wie die Formen der Natur, und nur die Toren wünschen sie zu verändern.

Aber vieles ist geschehen, was damals noch nicht geschehen konnte: die Tatsache, daß wir nicht verhungert sind und daß amerikanische Menschen sich zusammenschließen, damit unsere Kinder in Zukunft nicht verhungern; die Tatsache, daß Eisenbahnen fahren und mit ihnen Kriegsgefangene zurückkehren, für die in Amerika auf eine Weise gesorgt wurde, die wir uns nicht einmal vorstellen können; die Tatsache, daß es Briefe gibt; daß Bücher gedruckt werden, und darunter die meinigen; daß die Theater spielen und daß Konzerte gehört werden können; daß Zeitungen und Zeitschriften erscheinen und daß über Wahr und Falsch, über Recht und Unrecht gesprochen und geschrieben werden kann; daß die Dämonen zwar nicht vernichtet, aber daß sie gefesselt sind. Und daß sich langsam aus einem Felde des Grauens und der Verwüstung das Anlitz der Menschlichkeit und des Menschen wieder erheben darf.

Und auch dieses ist unter anderem geschehen, daß in den Kreis meines Lebens viele Menschen getreten sind, amerikanische Menschen zumeist, und daß sie nichts als gütig und hilfsbereit waren. Daß wir über alle Dinge zwischen Himmel und Erde gesprochen haben. Daß sie Irrtümer und Fehler bereitwillig zugestanden haben, aber daß hinter Irrtümern und Fehlern immer deutlicher eine ideale Welt des Glaubens zu erkennen war, der Bereitschaft, Tränen zu trocknen, zu vergeben, eine bessere Erde zu schaffen. So daß ich langsam bereute, eine Kultur belächelt zu haben, die solchen Glaubens fähig war, indes doch aus unserer gerühmten Jahrtausendealten Kultur die Bestie aufgestanden war und die Welt verwüstet hatte.

Aber während dieses alles geschah, während das Bild eines fremden Volkes sich langsam vor meinen Augen zur Wahrheit zusammenschloß und sich der Irrtümer entkleidete; während langsam zu erkennen war, daß auch der reiche Mann seine Armut hatte, seine Sorgen, seine Leiden, seine Enttäuschungen: während des verschob sich das Bild des armen Mannes, aus den kleinen und guten Leuten entnommen und mit Unrecht zur Allgemeinheit des Volkes erweitert, immer mehr in das Dunklere und Bedrückende. Nicht nur, daß seine schon damals getadelte Würdelosigkeit bestehen blieb, ja sich verstärkte; sondern es erhob sich auch nur aus dem Staube, um in dem Schutt der Vergangenheit zu wühlen. Es klagte an, und immer war es der andere, der schuldig war. Es grub mit den ohnmächtigen Händen, aber nicht nach neuer Saat, sondern nach der alten Schuld, der rechtlichen, der logischen, der psychologischen, der metaphysischen. Es spaltete sich in Parteien, wie es vor zwanzig Jahren sich gespalten hatte. Es schob seine Last auf andere Schultern, zuerst auf die der Partei und dann auf die der Preußen und dann auf die der Besetzungsmächte. Es trug seine Trümmer nicht ab; es ging nicht zur Arbeit, wenn es gerufen wurde; es begrub sich im Wort statt in der Tat. Der Beamte hinter dem Schalter sah sein Amt nicht darin, den Leidenden zu helfen, sondern er war grob und unverschämte wie in den letzten hundert Jahren. Die Pfarrer gingen nicht in ihre Gemeinden, um für die kranken Seelen zu sorgen, sondern sie reisten umher und redeten und schrieben, was die Gutwilligen längst begriffen hatten: daß wir schuldig waren und büßen mußten. Und einige benutzten die Gelegenheit, um den Siegern klarzumachen, daß auch sie schuldig seien, um so ihre eigenen Schultern zu entlasten.

Und in diesem Zustand des Suchens nach einem schützenden Vordermann fiel ihnen meine Schrift in die Hände. Es war mein Fehler, daß ich sie in einem einzigen Exemplar in eine deutsche Hand gelegt hatte, die mir vertrauenswürdig schien, und daß ich erwartet hatte, diese Hand könnte Gutes damit tun. Von dieser

Hand aber gingen unter einem Mißbrauch des Vertrauens die Blätter wie eine Lawine hinaus, und in ihrem Staub begann das Gute sich langsam in das Böse zu verwandeln. Zwar fehlte es nicht an Herzen, die das Gute aufnahmen, wie es gemeint war, und die das Ihrige tun wollten, um eine Brücke des Friedens daraus zu bauen. Aber langsam konnte ich bemerken, daß andere Hände nach dieser Schrift griffen, immer mehr und mehr. Daß sie Teile daraus lösteten, um eine unterirdische Waffe gegen den Sieger daraus zu glühen. Daß sie die Teile sorgfältig verbargen, in denen von ihrer eigenen Schuld die Rede war. Daß aus dem reichen Mann langsam ein böser Wolf und aus dem armen Lazarus langsam ein armes Lamm wurde, ein unschuldiges, ein mißverständenes, ein zu Unrecht gequältes. Daß sie den Rücken des guten kleinen Mannes benutzten, um hinter ihm das Bild eines ganzen Volkes aufzurichten. Daß sie aus dem Versuch einer Gerechtigkeit ein Urteil machten. Daß sie in das redliche Bemühen meines Herzens das Hässliche einfließen ließen, das Frohlocken über jeden Mißgriff, die Rechtfertigung der eigenen Mängel, die Auslöschung der eigenen Schuld.

Es war ein Betrug an der Waage, wie schlechte Kaufleute betrügen, und er gelang, weil sie meinen Namen vorschieben konnten, den geachteten und für unbestechlich bekannten Namen. Sie hoben ihn auf wie ein Plakat, ebenso wie die Dämonen ihr Plakat aufgehoben und den Namen der „Vorsehung“ daraufgeschrieben hatten. Manche von ihnen waren nur töricht, und manche waren gedankenlos, aber viele von ihnen waren böse, und es machte ihnen nichts aus, denselben Namen als einen Schild vor sich zu halten, den sie kurz vorher in einem anonymen Flugblatt als den eines „Nazigünstlings“ und des „Volksfeindes Nr. 1“ geschmäht hatten. In der trügerischen Hoffnung, sie könnten damit einen Graben zwischen den Amerikanern und mir ziehen und mich verhindern, durch Bücher und Reden dem deutschen Volke die Wahrheit zu sagen.

Nun aber war er ihnen gut als ein Mittel zu schlechten Zwecken, und wie die Unterirdischen nahmen sie hier ein Wort und dort ein Urteil heraus, eine Enttäuschung, eine Anklage, und mit diesem längst nicht mehr Gültigen glühten und schmiedeten sie das heimliche Messer, mit dem sie die Sehnen des Siegers zu durchschneiden hofften.

Es half mir nichts, daß ich mit allen Kräften versuchte, die Gutwilligen zu einer Vernichtung der Abschriften zu bewegen. Und so muß ich versuchen, auf diesem Wege und in aller Öffentlichkeit vor eben diesen Gutwilligen und den anderen zu erklären, daß niemand das Recht hat, sich dieser meiner Schrift zum Bösen zu bedienen, ja sich ihrer überhaupt zu bedienen. Daß ich den Frieden will statt des Krieges. Daß ich die Liebe will statt des Hasses. Daß ich nicht darandente, die Völker gegeneinander zu wägen, und, wenn ich es tun wollte, daß ich nach den Erfahrungen dieses Jahres weiter denn je davon entfernt bin, mein Volk mit dem Lorbeer zu krönen und das andere unter das Kreuz der Schuld zu stellen.

Denn der kleine Mann, der im Sommer zu meinem Gartentor kam, hatte ein Recht, nach der Gerechtigkeit zu fragen, weil er das Rechte getan hatte, selbst in den letzten zwölf Jahren. Und wenn er heute wieder an das Tor kommt, sagt er: „Ich danke dir! Du hast meinem Herzen Trost gegeben, und ich sehe, daß die Gerechtigkeit kommt. Sie kommt langsam, wie eine gute Frucht, aber sie kommt.“

Die Tausende aber, die sich hinter den kleinen Mann stellen und es unter meinem Namen tun, haben wenig Recht, nach der Gerechtigkeit zu fragen, weil sie nicht das Rechte getan haben, zwölf Jahre lang. Und sie sagen: „Ich danke dir, daß du uns geholfen hast, aus dem Bilde des Siegers das Bild eines Wolfes zu machen. Wir kümmern uns um keine Gerechtigkeit. Wir wollen nur sagen können, daß sie vom Wolf nicht zu erwarten ist. Wir wollen mit deinen Worten Wucher treiben, auch wenn es mitunter ein falscher Wucher ist. Und dafür danken wir dir!“

Auf diesen Dank aber kann ich nicht stolz sein. Nicht stolz auf die Briefe derjenigen, die meine Furchtlosigkeit rühmen und in demselben Brief schreiben, daß ihre Ehre unbefleckt sei und daß sie sich niemals mit einem Juden oder einem Freimaurer an einen Tisch setzen würden. Ich sehe keine Furchtlosigkeit darin, einer großen Nation freimütig ihre Irrtümer vorzuhalten. Furchtlosigkeit habe ich nur darin gesehen, einer Rotte von Verbrechern ihre Verbrechen vorzuhalten, und diese Furchtlosigkeit hat keiner der Briefschreiber bewiesen. Es muß eine merkwürdige Ehre sein, die sie für unbefleckt halten.

Ach, es wäre mir besser gewesen, mein Herz nicht in die Hände der Vielen zu legen! „Schließt eure Herzen und eure Tore!“ steht im „Götz“ geschrieben. Es sind die Zeiten, in denen der Wolf umgeht, das schleichende Böse nach der Zeit des unverhüllten Bösen. Aber der Wolf ist in uns und nicht in den anderen. Und wollt ihr Gutwilligen eure Hände und meinen Namen dazu hergeben, daß er täglich neue Speise gewinnt?

Laßt uns nicht über Armut und Reichtum hadern. Laßt uns an das Wort des Predigers denken: „Arme und Reiche begegnen einander: beider Augen erleuchtet der Herr.“

Neue Zeitung, München, 4. März 1946

Dieser Aufsatz und Reden Wiecherts an die Jugend bewirkten, daß ihn verschiedene Zeitungen und Zeitschriften angriffen, auch hörte man, er wolle in die Schweiz auswandern, was er in Abrede stellte mit dem Zusatz, nie werde er Deutschland verlassen. Um Mißdeutungen auszuweichen, wolle er zu Zeitfragen nicht mehr sprechen, sondern lediglich seiner Dichtung leben.

Am 18. Mai 1947 wurde er 60 Jahre alt. Dazu brachte der Verlag Kurt Desch, München, ein Buch heraus mit Beiträgen vieler seiner Verehrer unter dem Titel "Bekenntnis zu Ernst Wiechert". Darin berichtet ein Hans Meyerhoff, ein Amerikaner, auf Seite 49/50, er sei in amtlich amerikanischem Auftrag im Sommer 1945 bei ihm erschienen, der ^{ihn} darüber aufgeklärt habe, wie sich die deutschen Dichter zwischen 1933-1945 politisch verhalten hatten. Dies möge ^{hier} wörtlich wiedergegeben werden:

"Damals - im Sommer des Jahres 1945 - kam ich zu Ihnen mit einem offiziellen Auftrag, Bericht zu erstatten über die verschiedenen Entwicklungen politischer und geistiger Erneuerung nach dem militärischen Zusammenbruch des deutschen Faschismus. Daß Sie aus diesem offiziellen Auftrag ein persönliches Erlebnis für mich machten - dafür möchte ich Ihnen auch bei dieser Gelegenheit nochmals herzlichen Dank sagen. Die stillen Sommerstunden auf Hof Hagert gehören zu den schönsten und wertvollsten meiner Militärzeit.... Ich erinnere mich noch sehr wohl des Nachmittags, an dem wir mit Hilfe eines Nachschlagewerkes Namen und Bild der 'Dichter und Denker' des Dritten Reiches an uns vorüberziehen ließen. Wie klein die Zahl jener, die sich wenigstens künstlerisch rein gehalten hatten - von menschlichen Schwächen ganz zu schweigen...."

In welcher Weise Wiechert Dichter behandelt wissen wollte, die seine Ansichten nicht teilten, ergibt sich aus Folgendem: In der Berliner Presse erschien eine Antwort von Agnes Miegel auf die Frage, wie sie sich zum Nationalsozialismus gestellt habe. Diese Antwort, 1947, lautet:

"Auf Ihre Anfrage über meine Stellung zum Nationalsozialismus kann ich nur sagen, daß ich, die Grenzdeutsche, mich aus Idealismus dazu bekannte, wie die vielen wertvollen Menschen, die ich darin fand, denen nun wie mir alles, wofür sie einstanden, zusammengebrochen ist. Für diese hoffe ich, daß sie den Weg finden werden, der es ermöglicht, daß ihre Kräfte in dem neuen Deutschland an dessen Wiederaufbau Verwendung finden. Wenn es auch mir noch möglich wäre, durch meine Dichtung darin mitzuwirken, so würde das für mich als Mensch und Dichter sehr viel bedeuten".

Am selben Ort äußerte sich Wiechert hierauf über Agnes Miegel so:

"Ja, Agnes Miegel ist ein trauriges Kapitel. Ich nehme ihr nicht übel, daß sie sich geirrt hat. Aber ich kann es nicht begreifen, wie eine große Dichterin so bar des primitivsten Instinktes für Sein und Schein, Adel und Gemeinheit sein kann. Wer einmal Hitler ^{hat} reden hören und sich nicht für alle Zeiten schauernd von einem solchen Strolch gewendet hat, hat eben das Anrecht verspielt, in den geistigen Bezirken der Menschheit zu Hause zu sein. Ja, und nun möchte sie gerne wieder anders dichten, um dem Volke zu helfen. Nein, wir wollen eine solche Hilfe nicht. Wir wollen ihr nichts Böses antun, aber sie soll ihr Leben im Schweigen zu Ende führen".

Es ist unbekannt, ^{ob} daß Wiechert auch nur ein einziges Wort gegen die Vernichtung Ostpreußens sagte. Er hätte dazu damals, 1945, mehr als andre die Möglichkeit und die Verpflichtung gehabt.

Er bildete sich ein, für Deutschland zu sprechen, aber wie die zu jener Zeit redselige Jugend ihn beurteilte, ergibt sich aus einem von Kuby, dem damals sicherlich nur mäßig zu bejahenden, aber weithin angehörten Literaten, verfaßten Aufsatz.

Hier der Aufsatz, erschienen im "Ruf", München, einer literatenhaften Antinazi-Postille, zu Wiecherts 60. Geburtstag:

-15- Die erste und einzige Rede deutscher Jugend an ihren Dichter

Wie ist Dir zumute, edler und gerechter Mann, an Deinem Ehrentage, an dem Du mehr als in jedem anderen Augenblick Deines begnadeten Lebens die Blicke Deiner Millionen Leser wie Lanzen in Deinem Rücken fühlen mußt? So manches Mal haben wir uns vorgestellt, wie Dich der Schlaf floh, weil eine Stimme in Dir war, die schrie: Johannes, steh auf und schreibe, Deine Gemeinde harret Deines Wortes! Gehorsam dem inneren Befehl, erhobst Du Dich, armer müder Mann, um zum ändern Male die deutsche Sprache zu Schlagrahm zu quirlen und daraus eine Mauer um uns zu bauen, auf daß uns die böse Welt nicht überwältige.

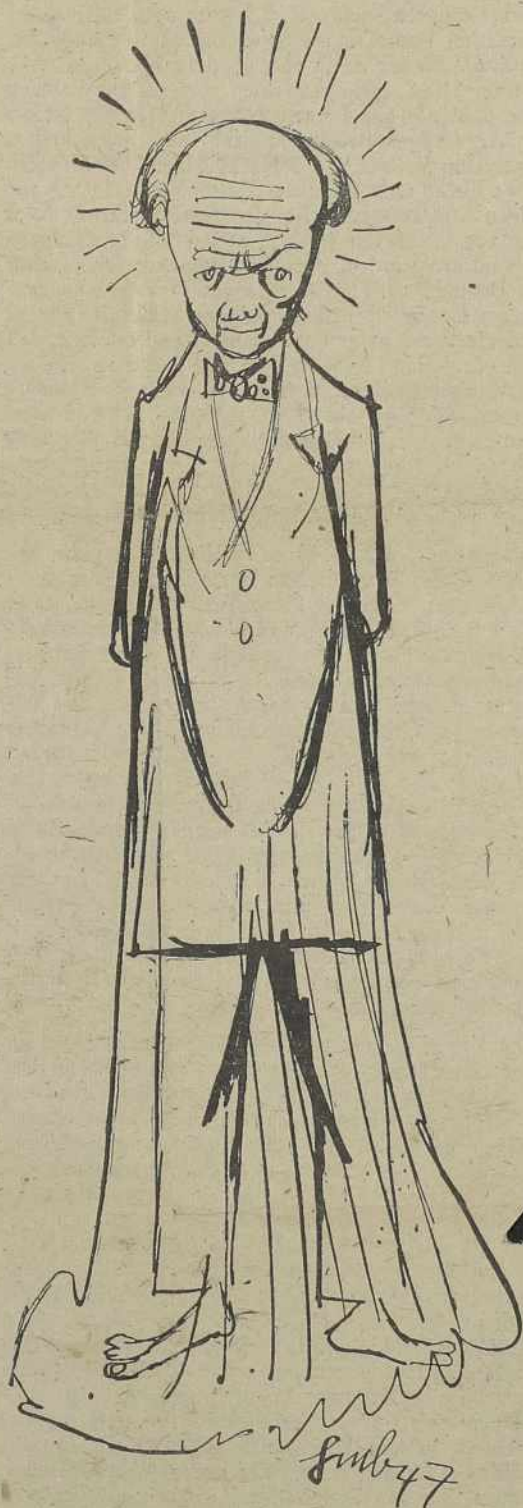
Oh über uns Undankbare! Warum brechen wir in mißtönendes Geschrei aus, für das uns alle, alle schelten werden, während jene Welt, in der zeitgenössischer Ruhm fabriziert wird, Dich feiert und verzückten Blickes flüstert: Hab Dank, Meister! Wie Jakob mit dem Engel, so hast Du um unsere Seele gerungen. Ach, hättest Du Dich doch darauf beschränkt, Bücher zu schreiben, vom Einfachen Leben zum Beispiel — worin freilich nur wenig echte Einfachheit zu finden ist — oder Märchen: Wir brauchten keine Notiz von Dir zu nehmen. Aber welcher Wahn erfüllt Dich, daß Du glaubst, Deuter unserer Sehnsüchte zu sein, unser Stecken und Stab im finsternen Tal? Wer hat Dir erlaubt, uns mit „Du“ und „Ihr“ zu traktieren, so daß wir jetzt als die Jüngeren aus Höflichkeit diese Anrede zurückgeben müssen?

Zuweilen empfandest Du selbst, daß Du keine Legitimation besitzt, für uns Deine sanfte Stimme zu erheben. Dann pflegtest Du in einem Zeitungsartikel zu erklären, Dein Reich sei nicht von dieser Welt und Du wolltest nun schweigen. Aber alsbald breitetest Du von neuem Deine tiefsten Erkenntnisse vor uns aus und stülptest Deine Seele nach außen und erlaubtest uns, ehrfurchtsvoll zur Kenntnis zu nehmen, daß ihr edle Linien des Leides um unserer willen eingekerbt sind. Trotzdem sagten wir in durchaus unjugendlicher Geduld Okay zu Deiner Unsterblichkeit, bis Du nun, dem Vernehmen nach, wohlgeborgen im Wagen des Internationalen Roten Kreuzes, die Grenzen in jeder Hinsicht überschrittst und draußen als unser, nicht gesandter, Sendbote und als der in seinem Johannes-Herzen betrübte Richter posiert hast.

Wir wissen, wie viel Du getan und durchgemacht hast, seitdem Du aus den fernen ostpreussischen Wäldern mit leichtem Ränzlein aufgebrochen bist, das aber bereits köstliche Proben Deiner Kunst barg — die köstlichsten fast, möchte uns heute scheinen. Sichtbar hast Du wahrhaft Zeugnis abgelegt für Deine Gesinnung, die, wäre sie allgemeiner verbreitet gewesen, uns vor vielem bewahrt hätte. Oh, wir bestreiten es nicht, wir müssen es Dir danken! Es ist Dein Unglück (aber Du liebst ja das Unglück, wenigstens auf Distanz), daß desungeachtet ein Mann nicht für uns sprechen darf, der allzu rasch an Gott verzweifelt, wie schon am Anfang Deines Totenwaldes nachzulesen ist, wenn er Mißshelligkeiten ausgesetzt ist, mit denen verglichen jede Arbeiterfrau in der Großstadt während des Krieges Hundertfaches erlitten hat; daß uns ein Mann nicht als Beispiel gelten kann, der fähig war, jene Szene auf dem Bahnhof zu empfinden und zu beschreiben, die wir auch im „Totenwald“ finden. Lag damals eine Strahlenkrone um Dein Haupt? Woran sonst hätte Dich jene Frau erkennen sollen, die ungerührt an dem Transport abgezehrter Gefangener entlangblickte, bis sie Deiner

ansichtig wurde? Da stürzten Tränen aus ihren Augen.

Vielleicht ist es aber auch unser Unglück, daß wir Erfahrungen hinter uns haben, die uns gegen die



aufgeblähten Gefühle des Johannes, in dem sich martyriumsüchtige Demut und hoffärtigste Eitelkeit wunderbar mischen, empfindlich machen. Wir haben uns unser Zeitalter nicht ausgesucht. Wir müssen mit ihm so wie es ist, fertig werden. Das wird nur sein, wenn wir zwischen uns und die Wirklichkeit keine schöngefärbten Schleier hängen, wie Du sie aus Moral und Gefühl zu weben pflegst.

Daß Dir ein Gott gab, zu sagen, was Du nicht leidest, ist Deine Sache. Du bist weder der erste noch der einzige, der dabei vortrefflich gedeiht. Daß Du Dich aber vermißt zu sagen, was wir leiden, veranlaßt uns nun unsererseits zu diesem Dementi. Möchtest Du doch endlich Dein Versprechen wahr machen und uns aus dem Spiel lassen! Deine Leser werden Dich auch so bewundern, wenn Du gänzlich in der Art von Dichtern auftrittst und im Werke wohligh ruhst — der Du uns vielleicht die Liebe tust?

Alexander Parlach

(Beckname des Erich Kunby)

i k g

Im September 1948 las man in der Presse, daß Wiechert in die Schweiz übersiedle. Er habe, las man, dem Landrat seines Kreises erklärt, er werde Deutschland verlassen, wenn auf seinen Gagerthof Flüchtlinge oder Vertriebene eingewiesen werden; das sei nun geschehen. Er lebte bis zu seinem Tod - 24. August 1950 - in der Schweiz auf dem Rütlihof bei Uerikon am Züricher See. Seine Frau Lilje ließ auf dem Gagerthof zurück.

Nachwort. Im "Ostpreußenblatt", Hamburg, erscheinen von Zeit zu Zeit Wiechert verherrlichende Aufsätze, so zum Beispiel am 20. August 1960 der eines seiner Schüler, der behauptet, Wiechert habe eine Zeitlang nichts veröffentlicht dürfen. Das ist unwahr. Er war während des Dritten Reichs wahrscheinlich der Autor, der am meisten Verdiente. Er, dessen Toleranz gegenüber anderen als seinen Ansichten gerühmt wird von jedem seiner Anhänger, wurde von denen, die er haßte, also den Mächtigen des Dritten Reichs, tolerant behandelt; man holte ihn aus dem KZ, in das ihn irgendwelche nebensächliche Beamte gebracht hatten. Goebbels empfing ^{ihn}, bat ihn, das Dichtertreffen zu besuchen, das im Herbst 1938 in Weimar stattfand. Aber wie tolerant benahm Wiechert sich gegenüber der großen Dichterin Agnes Miegel? Er wünschte, daß sie schweige bis an ihr Lebensende, weil sie nicht seiner Meinung war, daß Hitler ein "Strolch" gewesen sei. Seltsam, daß das "Ostpreußenblatt" niemals dieses "Todesurteil" Wiecherts für die größte Balladendichterin des deutschen Volkes erwähnte.

Im Januar 1938 eilten viele Dichter des Langen-Müller-Verlags nach Berlin, um bei den zuständigen Ministerien dagegen zu protestieren, daß der geniale Verlagsdirektor Gustav Pezold durch Ley fristlos entlassen wurde - (Ley hatte dazu durch irgendwelche Kreditbindungen die Möglichkeit) - weil er absurde Pläne, die man ihm aufhalsen wollte, abgelehnt hatte. Bei dieser "Rebellion" fehlte einer der Verlags-Autoren - Wiechert! Wollte er sich nicht exponieren? Oder

hatte er kein Kameradschaftsgefühl für seine Kollegen, die freilich seine Art nicht mochten. Aber nun, da sie gegen einen Mißbrauch der Gewalthaber auftraten, hätte gerade er mittun müssen. Im übrigen: Gustav Pezold klagte bei Gericht gegen seine Entlassung, gewann der Prozeß und erhielt eine sehr hohe Abfertigungssumme. Ja, das konnte man im Dritten Reich tun; was noch heute in kommunistischen Staaten unmöglich ist und auch in den Jahren nach 1945 unmöglich war, als Wiechert sich befreit fühlte und unser Volk rechtlos war wie nie zuvor.

In seiner "Rede an die deutsche Jugend", 1945, behauptete er, im 2. Weltkrieg sei es für uns Deutsche nicht um das Vaterland gegangen sondern um Hitlers Partei. Welch ein undurchdachter Unsinn! Warum vertrieb man die Deutschen aus unserem Osten, aus Wiecherts Heimat, wo die fürchterlichsten Greuel geschahen, die er keineswegs beachtete, wie er verpflichtet gewesen wäre. Er beschimpfte in jener Rede die Generale, die unseren natürlich, als "bis ins Mark verdorben"; die Dichter im Dritten Reich seien ehrlose Sklaven gewesen, die Brosamen von den "goldenen Tischen" empfingen. Dieses Kitsch-Wort "goldene Tische", läßt sich ^{auf} nichts Wirkliches beziehen, doch wenn die Einkünfte jener Dichter nicht der gerechte Ertrag ihrer Werke gewesen sein sollen sondern, wie Wiechert lügt, Brosamen, die ihnen die Staatsherren hinwarfen, anders kann man die "goldenen Tische" nicht ^{erklären}, so war doch er derjenige, der die Brosamen im Übermaß einheimste. Bei seiner Verleumdung ^{jener} Dichter, die keine Volksverräter, Hoch- und Landesverräter waren, erschrickt man, weil sich da aus blindem Haß die Dummheit niedrigster Verteufelung äußert.

Längst ist durch eine stetswachsende Fülle wissenschaftlicher Werke ausländischer Historiker bewiesen, daß Hitler keinen Weltkrieg wollte, als er nach einer Reihe ^{von} Beleidigungen durch Polen, die sich kein Großstaat gefallen lassen konnte, gegen diesen Staat - der in Bromberg ein Blutbad unter den Deutschen anrichtete - zusammen mit Rußland vorging. Man weiß, daß Roosevelt den Krieg wünschte. Das Reich schien ihm zu mächtig geworden zu sein. Und England, in seinem ewigen gegen uns gerichteten Handelsneid, machte mit. Die Phrasen der Menschlichkeit und Demokratie, die man dabei verwendete, führten, als das Ziel erreicht war, die Vernichtung des Reichs, nicht zu einer besseren Welt. Nein, die westlichen "Demokratien" den Kreml machten ihren tatsächlichen Totfeind zur Übermacht, sie verloren ihre Kolonien, wonach ^{dort} in denen wüste Machthaber ans Ruder kamen; Mord, Folter und Elend regieren bis zum heutigen Tag. Und seit 1945 gab es über 100 Kriege.

Angesichts dieser Wirklichkeit ist offenkundig, was man von Wiecherts Weltbetrachtung zu halten hat. Er durchschaute gar nicht, was vorging. Er haßte nur die "Partei", die ihr an ihm begangenes Unrecht sehr schnell gutmachte und nichts dabei fand, daß er seinen Beutel mit Honoraren füllte. Doch daß er herzlos, obgleich ständig von Herz, Gerechtigkeit und Seele schwatzend, die Tragödie des Reichs gar nicht spürte - wie sollte er auch, er hatte doch dessen Kriegsniederlage erbetet! - daß er selbst an Ostpreußens, seiner Heimat vollständige Vernichtung kaum ein Wort verschwendet - beweist, daß außer seiner Eitelkeit und Weinerlichkeit nichts wirklich für ihn bestimmend war als Selbstgerechtigkeit und Haß.

~~E~~hrung für einen Dichter beantragt

Gibt es eine Sondermarke zum 100. Geburtstag von Ernst Wiechert?

Der Dichter Ernst Wiechert steht neben Agnes Miegel wie kein anderer für eine Literatur, die ganz geprägt ist von der Landschaft und den Menschen Ostpreußens und trotzdem weit mehr ist als Heimatliteratur. Im übernächsten Jahr werden wir nun den 100. Geburtstag des Dichters feiern können — Ernst Wiechert wurde am 18. Mai 1887 in Kleinort im Kreis Sensburg geboren.

Dieses Datum nahm Paul Gerhard Frühbrodt, der Leiter des Arbeitsringes der Schulvereinigungen Ostpreußen, zum Anlaß, sich mit einem Vorschlag an Bundespostminister Christian Schwarz-Schilling zu wenden: Die Bundespost möge doch die Herausgabe einer Sonderbriefmarke für den ostpreußischen Dichter überdenken und beschließen.

Frühbrodt begründete sein Anliegen damit, daß mit einem solchen Postwertzeichen zum einen einer breiten Öffentlichkeit die Persönlichkeit des gern gelesenen Autors nahegebracht werden könne. Zum anderen würde diese Sondermarke aber auch an all die kulturellen Leistungen erinnern, die Menschen aus den deutschen Ostgebieten für ganz Deutschland und Europa erbracht haben. Bereits 1979 war ja eine zum 100. Geburtstag der Dichterin Agnes Miegel erschienene Sondermarke auf positive Resonanz gestoßen.

Ernst Wiechert, der nach Schulzeit und Stu-

dium in Königsberg dort und in Berlin als Studienrat gewirkt hat, verdient laut Paul Gerhard Frühbrodt eine derartige Würdigung aber nicht nur wegen seines bedeutenden schriftstellerischen Werkes. Mit seiner offen bekannten Haltung gegenüber den Nationalsozialisten in den Jahren 1933 bis 1945, insbesondere durch seine beiden Reden vor Münchner Studenten 1933 und 1935, habe er sich als überzeugter Demokrat erwiesen.

Der Vorschlag von Paul Gerhard Frühbrodt fand schnell die Unterstützung des Parlamentarischen Staatssekretärs beim Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen und Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Ottfried Hennig, der sich persönlich beim Bundespostminister für dieses Projekt eingesetzt hat.

Im Dezember dieses Jahres wird der Programmbeirat der Deutschen Bundespost über die Vorschläge für die Sondermarken des Jahres 1987 beraten. Das Votum dieses unabhängigen Gremiums bildet dann die Grundlage für die endgültige Entscheidung des Bundespostministers. Wir werden also am Ende dieses Jahres wissen, ob Ernst Wiechert zu seinem 100. Geburtstag mit einer Sondermarke geehrt wird. Über eine positive Entscheidung würden sich bestimmt nicht nur die Philatelisten freuen.

Elke Rudat

Ostpreußenklub, Kambing
28. September 1985

Ernst Wiechert wieder abgelehnt

Dem Ostpreußen wird wohl auch in Zukunft keine Sondermarke gewidmet

Nach Mitteilung des Parlamentarischen Staatssekretärs beim Bundespostminister, Wilhelm Rawe, ist die Deutsche Bundespost gemeinsam mit dem für die Herausgabe von Sondermarken zuständigen Programmbeirat bemüht, „gerade im Hinblick auf die Belange der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge sowie im Sinne des Paragraphen 96 des Bundesvertriebenengesetzes zur Bewahrung und Pflege des gemeinsamen kulturellen Erbes... Themen mit mittel- und ostdeutschem Bezug angemessen zu realisieren“.

Dem Programmbeirat „zur Bestimmung der Anlässe für die Ausgabe von Sonderpostwertzeichen“ gehören drei vom Deutschen Bundestag benannte Repräsentanten sowie je ein Vertreter der Kultusminister-Konferenz der Länder, des Deutschen Presserates, des Bundes Deutscher Philatelisten, des Bundesministers des Innern und der Deutschen Bundespost an. Diese Zusammensetzung des Beratergremiums verbindet nach Auffassung der Bundesregierung „in hohem Maße politische Sachkompetenz mit historischem und kulturellem Fachwissen“.

Die Regierungsantwort wurde auf eine Parlamentsanfrage von Dr. Herbert Czaja erteilt. Dieser wollte von der Bundesregierung wissen, warum 1987 der 100. Geburtstag des aus Ostpreußen stammenden Dichters Ernst Wiechert nicht durch

die Herausgabe einer Sonderbriefmarke gewürdigt wird. Czaja berief sich auf diesbezügliche Anträge aus dem In- und Ausland, die der Deutschen Bundespost zugegangen seien.

Hierzu erklärte Staatssekretär Rawe, daß das Ausgabeprogramm von Sonderbriefmarken für 1987 bereits im Dezember 1985 festgelegt worden sei. Hierbei hätten dem Programmbeirat nahezu 300 Vorschläge für Sonderpostwertzeichen vorgelegen, wobei allerdings im kommenden Jahr nur 17 herausgegeben werden. Da auch der Themenvorschlag „125. Geburtstag Gerhart Hauptmann“ vorgelegen hätte, habe man sich nach „sorgfältiger Abwägung aller wesentlichen Kriterien“ dazu entschlossen, „diesem — ebenfalls aus dem deutschen Osten stammenden — Dichter den Vorzug“ zu geben. Rawe wörtlich: „Eine Berücksichtigung bei der Dichter hielt der Beirat wegen der geringen Zahl an Realisierungsmöglichkeiten für Sonderpostwertzeichen aber für nicht vertretbar.“

Auch in Zukunft, so der Staatssekretär, müßten bei der Vielzahl von Anregungen für Sondermarken auch solche Ausgabewünsche unberücksichtigt bleiben, die durchaus wichtige und bedenkenswerte Anlässe zum Inhalt haben. Dies bedeute jedoch keinesfalls eine qualitative Wertung von Persönlichkeiten, Bauwerken, Städten, Jubiläen und Anliegen.

Das Ostpreußenblatt Hamburg

4. Oktober 1986

Wiechert-Marke 1988?

Hoffnung für Ostpreußens Dichter

1987 wird der 100. Geburtstag des ostpreußischen Dichters Ernst Wiechert nicht durch die Herausgabe einer Sonderbriefmarke gewürdigt. An diesem Urteil des Programmbeirats „zur Bestimmung der Anlässe von Sonderpostwertzeichen“ ist nicht mehr zu rütteln (in Folge 40 berichteten wir ausführlich).

Unser Leser Klaus Josef Schwittay aber hat seine Bemühungen um eine Ehrung Wiecherts dennoch fortgesetzt — mit dem Erfolg, daß alle Wiechert-Verehrer die Hoffnung nicht ganz aufgeben müssen.

Das Bundespostministerium ist nämlich „gern bereit, den Vorschlag, Ernst Wiechert durch die Herausgabe eines Sonderpostwertzeichens zu ehren, in die Diskussion über die Sondermarken-Jahresplanung 1988 einzubeziehen“, wurde Herrn Schwittay von dort mitgeteilt. Schwittays Ausgabewunsch werde im Dezember 1986 — zusammen mit den anderen bis zum 31. Oktober dieses Jahres beim Bundespostministerium eingehenden Anregungen — vom Programmbeirat der Deutschen Bundespost beraten. Das Votum dieses unabhängigen Gremiums bilde die Grundlage für die endgültige Entscheidung des Postministers.

Damit wird ein erneutes Ringen um eine Wiechert-Sondermarke beginnen; hoffentlich mit einem besseren Ausgang für den nicht nur für Ostdeutschland bedeutenden Dichter. aw

Ostpreußenblatt
Lm Ostpreußen e.V. 25.10.1986
Bahnhof 84/86
Woo Klauß 13

Ernst-Wiechert-Briefmarke 1988?

In unserer Oktober-Ausgabe hatten wir berichtet, daß das Bundespostministerium im kommenden Jahr statt einer Ernst-Wiechert-Sonderbriefmarke eine Gerhart-Hauptmann-Sondermarke herausgeben wird.

Diese Entscheidung des Bundespostministers hatte bei den Verehrern des Schriftstellers Ernst Wiechert und vor allem bei seinen ostpreußischen Landsleuten Enttäuschung hervorgerufen. Einer dieser Ostpreußen, Klaus Josef Schwittay, der bis 1957 in der alten Heimat lebte und zudem Philatelist ist, ließ nicht locker. Nach drei Einsprüchen erhielt er vom Bundespostministerium eine Mitteilung, die hoffen läßt. In dem Schreiben heißt es: „Ich bin gern bereit, Ihren Vorschlag, Ernst Wiechert durch die Herausgabe eines Sonderpostwertzeichens zu ehren, in die Diskussion über die Sondermarken-Jahresplanung 1988 einzubeziehen. Ihr Ausgabewunsch wird im Dezember 1986 – zusammen mit den anderen Anregungen – vom Programmbeirat der Deutschen Bundespost beraten. Das Votum dieses unabhängigen Gremiums bildet die Grundlage für die endgültige Entscheidung des Postministers.“ Wir teilen den Wunsch Klaus Schwittays und der vielen Wiechert-Verehrer. Es bleibt zu hoffen, daß es sie auch unter den Mitgliedern des Bundespost-Programmbeirats gibt.

die Brücke, Helm, 75. 11. 1986

Veranstaltungen für Ernst Wiechert

Im Freistaat Bayern wird ein umfangreiches Programm geboten

Oberschleißheim — Die LOW-Landesgruppe Bayern, die Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern und die Arbeitsgemeinschaft für ost- und westpreußische Landeskunde der Universität München werden im Zusammenwirken mit dem Haus des Deutschen Ostens München am 18. Mai 1987, dem 100. Geburtstag Ernst Wiecherts, gemeinsam eine Reihe von Gedenkveranstaltungen für den ostpreussischen Dichter, der von 1933 bis 1948 in der Nähe der bayerischen Landeshauptstadt lebte, durchführen.

Am Vormittag dieses Tages wird eine Kranzniederlegung am Ernst-Wiechert-Gedenkstein im Zentrum der Isartal-Stadt Wolfratshausen im Beisein von Bürgermeister Brockard und Vertretern der Stadt erfolgen, anschließend soll in der Michaeliskirche in Degerndorf, für die der Dichter einst das

Glockengeläut gestiftet hatte, eine stille Andacht stattfinden.

Auf der Rückfahrt von Degerndorf nach Wolfratshausen ist eine kurze Station am Gagerthof, dem ehemaligen Wohnsitz des Dichters am Münsinger Berg, wo seit 1975 ein hölzernes Totenbrett an das Wirken Ernst Wiecherts auch hier in Bayern erinnert, vorgesehen. Den Abschluß der Vormittagsveranstaltung bildet ein gemeinsames Mittagessen für geladene und Ehrengäste in den Wolfratshausen „Loisachstuben“.

Am Nachmittag des 18. Mai führt die Altpreußische Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Literatur der Ost- und Westpreußenstiftung dann in München ein Symposium mit namhaften Wissenschaftlern zum Thema „Ost- und Westpreußen und seine Dichter“ durch. Der Abend des Tages ist schließlich einer öffentlichen Festvortragsveranstaltung in einem der großen Hörsäle der Ludwigs-Maximilians-Universität München gewidmet (Beginn 19 Uhr), bei der der Münchener Literaturhistoriker und Universitätsprofessor Dr. Helmut Motekat den Festvortrag „Ernst Wiechert: „Ich weiß woher ich stamme!“ halten wird.

Eine Dissertation zum Thema „Untersuchungen zum Werk Ernst Wiecherts“ von Axel Sanjosé-Messing wurde 1987, zeitgerecht zum Jubiläumsjahr, an der Philosophischen Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II der Münchner Universität erarbeitet und eingereicht.

D. R.

Ostpreußenbeilage 21. 2. 1987

KK 652 vom 15. Mai 1987/ 2

KK-NOTIZBUCH

=====

Zum 100. Geburtstag des ostpreußischen Dichters Ernst Wiechert (1887-1950) veranstalten die Landsmannschaft Ostpreußen in Hamburg und die Stadtgemeinschaft Königsberg/Preußen in Duisburg Gedenkfeiern. Im Hamburger Curio-Haus (Rothenbaumchaussee 13/ Nähe Dammtor-Bahnhof) wird um 19.30 Uhr Prof. Dr. Gerda Hübert/Hattingen den Festvortrag "Ernst Wiecherts Buch-Welt und der Leser heute" halten, anschließend liest Dr. Kay Carius/Stadttheater Lüneburg aus Ernst Wiecherts Werken. In der Duisburger Gustav-Heinemann-Realschule (Landgerichtsstraße 17/ Nähe König-Heinrich-Platz) wird Klaus Weigelt/Akademie Eichholz um 19.30 Uhr über "Ernst Wiechert - Leben und Werk" sprechen, die Rezitation gestaltet Roswitha Knopf. Am gleichen Ort zur gleichen Stunde wird am 1. Juni Prof.Dr. Helmut Motekat/München über Ernst Wiechert referieren, anschließend wird der neugeschaffene Ernst-Wiechert-Preis an Pater Guido Reiner SJ verliehen.

Nicht nur die Ostpreußen der Noch-Erlebensgeneration werden sich am 18. Mai dieses Jahres daran erinnern, daß der Dichter der ostpreußischen Landschaft und seiner Menschen, Ernst Wiechert, vor 100 Jahren im Forsthaus Kleinort in der Johannisburger Heide geboren wurde. Dieses Datum fordert von uns ein Innehalten in unserer hektischen Betriebsamkeit; es fordert ein nicht lautes, sondern nach innen gewendetes Gedenken an den Dichter, der mit den Wäldern wie mit den Menschen Ostpreußens, mit ihrem Wesen und all ihren Eigenschaften zutiefst vertraut war und sie in seiner erzählten Wirklichkeit zu vergegenwärtigen wußte.

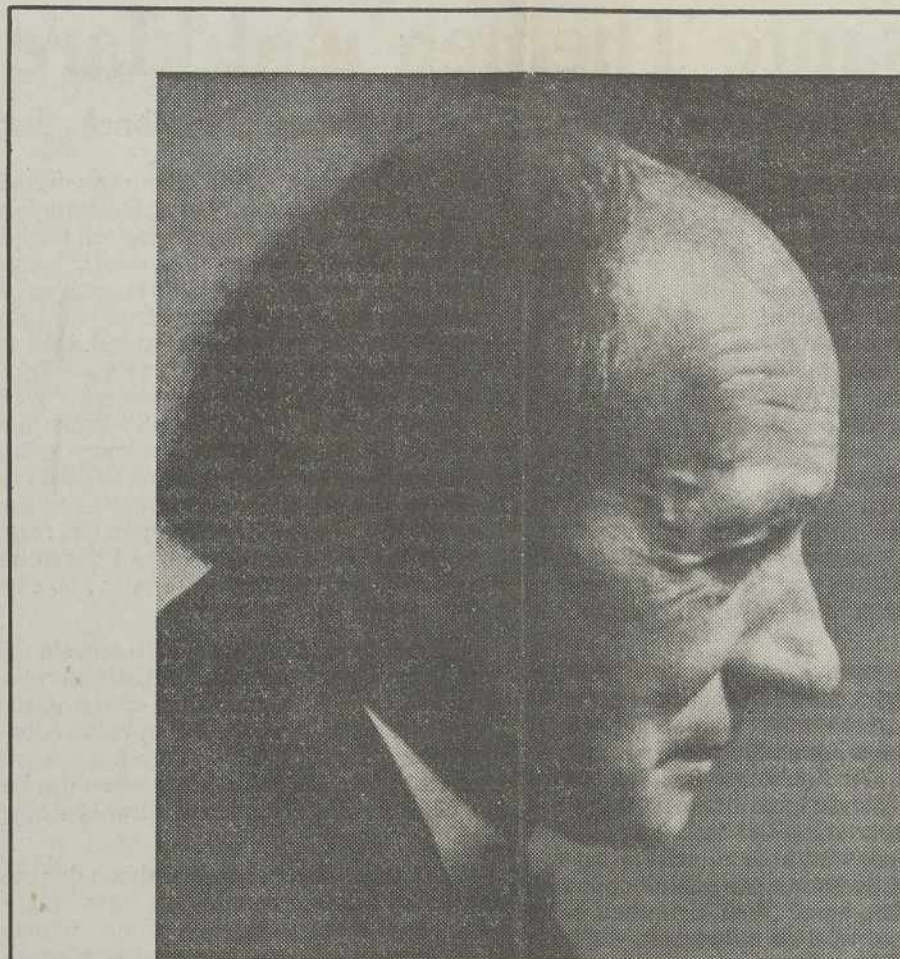
Der Wald, wie Wiechert ihn erlebte, wurde dem Menschen und Dichter, dem unser Gedenken gilt, zur formenden und prägenden Kraft. Im Titel des ersten seiner beiden autobiographischen Bücher „Wälder und Menschen“ nennt er deshalb die Wälder zuerst, die Menschen nach ihnen. Vom Wald seiner Kinderjahre heißt es dort: „Er speiste mich und trankte mich, er wuchs in mein Blut, wie eine Mutter in das Blut ihres Kindes wächst.“

Nach dem Besuch der Königsberger Oberrealschule auf der Burg (Burgschule) studierte Ernst Wiechert an der Albertus-Universität die Fächer Deutsch, Englisch, Geographie und Philosophie. Nach dem Staatsexamen war er bis 1930 Lehrer am Königsberger Hufengymnasium. (Unvergessen geblieben ist bei den damaligen Schülern die Abschiedsrede, die er 1929 an seine Abiturienten richtete.) Er ging nach Berlin. Dort schied er 1933 aus dem Schuldienst aus, da er die ideologisch verändernden Erziehungsziele und -vorschriften der neuen Kulturpolitik des „Dritten Reiches“ nicht vor seinem Gewissen verantworten konnte. Als freier Schriftsteller lebte er zunächst im oberbayerischen Ambach am Starnberger See im Haus des ihm befreundeten Pianisten Wilhelm Kempff, bis er 1936 den auf der Isarhöhe oberhalb der Stadt Wolfratshausen erbauten Hof Gagert bezog, auf dem er — mit Unterbrechung durch die 1938 im KZ Buchenwald verbrachte Zeit — seine großen Dichtungen schuf. 1948 ging er in die Schweiz. In Uerikon ist er am 24. August 1950 gestorben und hat dort seine letzte Ruhestätte gefunden.

Zwei ihn in seinem Lebenskern zutiefst erschütternde und verwundende Erfahrungen hatte Ernst Wiechert nach dem Abschied aus der Geborgenheit des masurischen Waldes zu bestehen: den Ersten Weltkrieg, den er als Frontsoldat vom Anfang bis zum Ende in seiner ganzen zerstörenden Grausamkeit miterlebte, und die 1938 erfolgte Verhaftung durch die Gestapo mit der Zeit als Häftling des Konzentrationslagers Buchenwald.

Die furchtbaren Eindrücke des Ersten Weltkriegs hatten Wiechert über das Kriegsende hinaus für Jahre bis an die Grenzen seiner Existenz hinaus verstört. Die Rückkehr in das zivile Leben als Lehrer wie auch als Dichter erschien ihm nach dem erlebten unermesslichen Grauen des Mordens und Gemordetwerdens nicht möglich. In ihn stürzten sich damals, nach seiner Aussage, „gleich Stürmen Zweifel und Empörung, Lästung und Krampf, Hingabe und Zersetzung“. — Der Krieg blieb für ihn zunächst unbeeendet. Er schrieb: „Wir haben dort gemietet, beim Tode, und der Vertrag läuft noch immer.“

In diesen Nachkriegsjahren schrieb Wiechert schroff ablehnende Bücher gegen die Zeit und die Zeitgenossenschaft. Seine tiefe Liebe zum Mitmenschen schlug um in Zweifel und Haß. Hart verurteilte er den deutschen Menschen und seinen Hang zum momentanen Rausch billigen Vergnügens und sprach ihm das Recht ab, „das Leben hinzubringen



Dichter seiner Heimat

Zum 100. Geburtstag von Ernst Wiechert

VON PROF. Dr. HELMUT MOTEKAT

Kriegsheimkehrerproblem sich erstmals versöhnend löst, der Roman „Die Majorin“.

Zur gleichen Zeit, aus der gleichen veränderten psychischen Stimmung heraus schreibt er das besonders ansprechende kleine Werk „Die Hirtennovelle“. Auch das Schauspiel „Der verlorene Sohn“ und das autobiographische Buch „Wälder und Menschen“ verfaßt der Dichter in dieser Phase seines Schaffens. Damit ist die Linie angedeutet, die den Weg Wiecherts von der Verzweiflungsstimmung am Ende des Ersten Weltkriegs bis über das Jahr 1930 hinaus bezeichnet.

Das zweite einschneidende Ereignis, das das Welt- und Menschenbild des Dichters bis in seine tiefsten Wurzeln erschütterte, entstand im Zusammenhang mit der von Ernst Wiechert in bewußter Konsequenz gelebten Protesthaltung gegen die Machthaber des NS-Regimes und ihre Gewaltherr-

Bereitschaft zum Sterben zugefügten körperlichen und seelischen Erniedrigungen und Grausamkeiten. Im Erinnernden Rückblick auf die Konfrontation mit der menschlichen Verkörperung des absolut Bösen formt sich die Vorstellung des Dichters in der Person des Johannes beim Miterleben der körperlichen Zerstörung bei vorübergehender Entwürdigung des Menschen als des Ebenbildes Gottes die Vorstellung, daß „durch das Bild Gottes ein Riß ging, der nie mehr heilen würde“.

Trotz dieser Erfahrungen des Sommers 1938 hat Ernst Wiechert den Glauben an das Gute im Menschen nicht aufgegeben. Das zeigt sich überzeugend bereits im Bericht „Der Totenwald“, wo er in tiefer Dankbarkeit von den z. T. schon seit fünf Jahren die jede Verzweiflung rechtfertigende Qual des Häftlingsdaseins ertragenden Mitgefangenen berichtet, die ihm selbstlos und ohne Rücksicht auf die möglichen Konsequenzen Hilfe leisteten, seine Qualen linderten und ihm den Mut zum Durchhalten und Überleben gaben.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erschienen neben anderen der 1939 abgeschlossene Roman „Das einfache Leben“, das Schauspiel „Die Totenmesse“, der 1. Teil des Romans „Die Jeromin-Kinder“, der Bericht „Der Totenwald“, der 2. Teil der „Jeromin-Kinder“ (1947). In der Schweiz entstand das zweite autobiographische Buch „Jahre und Zeiten“, die Erzählungen „Der Richter“ und „Die Mutter“ 1948 und 1949. Bereits schwerkrank vollendete Ernst Wiechert seinen letzten Roman „Missa sine nomine“ 1950 unmittelbar vor seinem Tod. 1957 beginnend, erscheinen Wiecherts „Sämtliche Werke in zehn Bänden“ im Verlag Kurt Desch, München.

Wiecherts Lesergemeinde war im ersten Jahrzehnt nach dem Kriegsende größer als die der bedeutenden Dichter seiner Generation. Durch die Erfahrungen der politischen Verfolgungen während der Jahre nach 1933 und durch das KZ-Erlebnis hatte Ernst Wiecherts Persönlichkeit eine weitere tiefgreifende Wandlung durchgemacht. Diese neuerliche Wandlung und ihr Sinn sind damals bis in die fünfziger Jahre — über Wiecherts Tod hinaus — von der Literaturkritik nicht erkannt und nicht verstanden worden. Eine ungemein starke Welle der Ablehnung seines Werkes war die Folge. In ihr waren sich die Rezensenten aus dem Lager der reinen Ästhetik mit denen der offiziellen Kritik beider Kirchen einig. Was nicht erkannt wurde, war Wiecherts ganz bewußter Verzicht auf die bekannten und gültigen Gesetze der literarischen Ästhetik. An ihre Stelle trat unter dem von ihm in voller Konsequenz angenommenen „neuen Gesetz“ die christliche Bruderschaft des liebenden Helfens, Tröstens und Heilens. Dem Dichter Ernst Wiechert war es nun nicht mehr darum zu tun, Kunstwerke von literarischem Rang zu schaffen, sondern darum, Bücher für die Unterdrückten und Leidenden zu schreiben, die der Hilfe, des Zuspruchs, des Muts gebenden Wortes bedürftig sind.

Um die Kraft dazu zu gewinnen und zum Einsatz der von ihm geforderten, mit seinen Werken geleisteten Lebenshilfe, Ermunterung oder wenigstens Tröstung, ist die Bereitschaft erforderlich, das Leben nicht hinzubringen, wie ein Geschwätz, sondern es

den einfachen Dingen und dem Dienst am Nächsten zu widmen. Die Werke Ernst Wiecherts, die diesem „neuen Gesetz“ entsprechen, „Die Jeromin-Kinder“, die späten Dramen, die Gedichte, vor allem sein Roman „Missa sine nomine“ sind in Absicht, Konzeption und sprachlicher Gestaltung keine Kunstwerke, sondern Trostbücher, geschrieben für die Leidenden, die Entrechteten, die Elenden, die Kranken, die Heimatlosen — nach 1945 also auch — und nicht zuletzt! — für die aus ihrer und seiner Heimat Geflüchteten und Vertriebenen.

Wiecherts Sprache in diesen Büchern ist jene Sprache, die uns aus Martin Luthers Bibelübersetzung bekannt und vertraut ist. Da ist, ganz deutlich sprachprägend und auffällig, das jeden zweiten oder dritten Satz einleitende „Und“, mit dem fast jeder Vers der Lutherbibel beginnt. Die Zusammenhänge werden deutlich: Da heißt es in den wohl bekanntesten Versanfängen des „Neuen Testaments“ im Lukas-Evangelium: „Und es waren Hirten auf dem Felde... Und der Engel des Herrn trat zu ihnen. Und sie fürchteten sich sehr.“

Mit dieser Spracheigenschaft verbindet sich in Wiecherts späteren Werken seine ausgeprägte Neigung zur Pathetik des Ausdrucks, die naturgemäß eine Verlangsamung des Erzähltempo (wie des Lesens) zur Folge hat. Das sind zweifellos Eigenschaften, die den Erwartungen des heutigen Lesers, vor allem der Jugendlichen, nicht entspricht. Das Urteil, daß Wiechert „langweilig“ schreibe, ist schnell formuliert. — Und doch wird einem bei der neuerlichen Lektüre von Wiecherts letztem Roman „Missa sine nomine“ der Satz betroffen innehalten lassen: „Und vielleicht werden die Menschen doch noch einmal darauf kommen, das Radio auszuschalten, das Gesangbuch aufzuschlagen und einen Vers eines Chorals zu lesen.“

Die Werke, die Wiechert seit der Mitte der dreißiger Jahre schrieb, waren ihrem Charakter nach Erbauungsbücher. Der eben aus „Missa sine nomine“ zitierte Satz liefert den Beweis. Hier wäre ein Blick zurück in die so spannende Geistes- und Bildungsgeschichte Ostpreußens am Platz. Er kann aus Raumgründen nicht erfolgen. Zeigen würde er, wie zur Zeit der Hochblüte des Pietismus in Ostpreußen im 18. Jahrhundert das Erbauungs- und Trostbuch für die pietistischen Familien das täglich gebrauchte Hausbuch schlechthin war, und daß Wiechert am Ende einer ostpreußischen religiösen Tradition stand und sie verkörperte. In ihr hatten Immanuel Kant, Johann Georg Hamann und Gottfried Herder von Kindheit an gelebt. Die pietistische Erziehung hatte sie gebildet und geprägt.

Von seiner Heimat Ostpreußen spricht Ernst Wiechert in jedem seiner Werke. Er ist ihr Dichter geworden, auch der ihrer Menschen. Während Agnes Miegel, von ihm hochgeschätzt und verehrt, die Dichterin des historischen Ostpreußen, seiner Städte, Schlösser, Kirchen und Bürgerhäuser war,

Professor Dr. Helmut Motekat, 1919 in Wietzschken, Kreis Elchniederung, geboren, studierte Germanistik, Anglistik, Geschichte und Volkskunde in Königsberg, wurde 1946 in Göttingen promoviert und habilitierte sich 1950 für das Fach Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität München. 1982 wurde er von der Landsmannschaft Ostpreußen mit dem Kulturpreis für Wissenschaft ausgezeichnet.

Einschneidende Ereignisse im Leben des Dichters

wie ein Geschwätz“. (Er wird das Bibelwort noch einmal zitieren in seinem Roman „Das einfache Leben“.) Die Romane „Der Wald“ (1922) und „Der Totenwald“ (1924) wurden aus dieser Enttäuschung und Verbitterung heraus geschrieben, wie auch das Buch über den „Knecht Gottes Andreas Nyland“. In seinem sich mehr und mehr steigernden Kulturpessimismus geriet Wiechert um 1928/29 in eine fast ausweglose seelische Krise. Seine Verzweiflung spricht aus seinen Worten „Es zerbröckelte zwischen meinen Händen, was mir als ewig erschienen war, es verblaßte vor meinen Augen, was glänzend am Rand meiner Träume gestanden hatte.“

Um das Jahr 1930 vollzieht sich in Ernst Wiechert eine tiefgreifende Wandlung. Sie führt ihn zu dem Entschluß, sich nicht mehr aufzubauen gegen die Zeit und seine Zeitgenossen, sondern von nun an „gehorsam zu sein“, der Stimme eines Gottes zu folgen, den er „ganz nahe“ fühlt und dessen Nähe ihm spürbar wird „in den Augen eines Kindes“ oder in der „Trauer eines Tieres“.

In den Werken, die Wiechert von jetzt an schreibt, will er nicht mehr, wie bisher, verurteilen und zur Änderung des Lebens zwingen. Die in den beiden Bänden „Der silberne Wagen“ und „Die Flöte des Pan“ enthaltenen Novellen hat er selbst Zeugnisse des „erschütterten Lebens“ genannt. Er versteht sie als Beschreibungen des Aufgebrochenwerdens eines Sicheren und als gültig Mißverständenen, in das das Große und Einmalige eintritt, „das Sterben und die Wiedergeburt, der neue Mensch, der Durchbruch in die Gnade oder das Verströmen in den Tod“.

Von diesem Zeitpunkt an entstehen jene Werke Ernst Wiecherts, die ihn in der Öffentlichkeit bekanntmachen und seinen Namen einer großen Lesergemeinde zu einem Begriff werden lassen: sein „Hauptmann von Kapernaum“, sein „Jedermann“ und „Die Magd des Jürgen Daskocil“ (jedes dieser Bücher mit einem Literaturpreis ausgezeichnet). Es entsteht die meisterhafte Erzählung, in der das

schaft. Schon am 6. Juli 1933 hatte Wiechert im Auditorium Maximum der Universität München einen öffentlichen Vortrag mit dem Titel „Der Dichter und die Jugend“ gehalten. Der Pädagoge Ernst Wiechert wußte, daß sein in diesem Vortrag formulierter und begründeter Appell, wenn überhaupt, dann schon damals nur noch bei der Jugend Gehör finden konnte. Der Wortlaut seiner Ausführungen hätte auch den einfältigsten Amtsträger der NSDAP trotz bewußt vorsichtig gewählter Formulierungen erkennen lassen müssen, daß da jemand sprach, der mit aller einem Menschen gegebenen Überzeugungskraft versuchte, die deutsche Jugend zu warnen und sie zu bewahren vor den ungeheuerlichen Verbrechen am Menschen als dem Geschöpf Gottes.

Zwei Jahre später, am 16. April 1935, ebenfalls im Auditorium Maximum der Universität München, hielt Ernst Wiechert seine zweite öffentliche Rede an die deutsche Jugend mit dem Titel „Der Dichter und die Zeit“ in eindeutiger Konfrontation mit den Zielen und Methoden der neuen „nationalpolitischen Erziehung“.

Die Verhaftung durch die Gestapo erfolgte im Frühsommer 1938. Nach zwei Monaten sogenannter „Untersuchungshaft“ in einem SS-Gefängnis in München wurde Wiechert als Häftling Nr. 7188 in das Konzentrationslager Buchenwald in der Nähe von Weimar „überstellt“. Unmittelbar nach der unerwarteten Freilassung im Oktober 1938 entstand das Buch „Der Totenwald. Ein Bericht“. (Das Manuskript überdauerte die Zeit der NS-Jahre und des Krieges im Garten des Dichters vergraben.) Es enthält in ungeschminkter Umsetzung der aufeinanderfolgenden Erfahrungen der Grenzen der Vorstellungskraft eines kultivierten Menschen weit überschreitenden nicht nur mordenden, sondern in ausgeklügelter und brutalster Methode die wehrlosen Häftlinge entwürdigenden Praktiken der Schergen des Regimes, engstens gefügt mit dem Verfasser selbst bis zur Verzweiflung am Leben und

war Wiechert in aller Bestimmtheit der Dichter seiner Wälder und Ströme, Wiesen und Moore, Seen und Hügel und der in ihrer Einfachheit und Anspruchslosigkeit ihr tägliches Tun selbstverständlich verrichtenden Menschen: in ihren Gesichtern sah er das Gesicht seiner Heimat. Zu diesen Menschen seiner Heimat gehörte auch der Adel des Landes auf seinen Gutshöfen und seinen Schlössern mit jener Synthese von Würde und Bescheidenheit, wie Wiechert sie in seinem letzten Roman „Missa sine nomine“ in den drei Brüdern von Liljecrona so überzeugend und ergreifend porträtiert hat.

„Es liegt seitab, dieses Land, nun mehr seitab als jemals“ schreibt Wiechert schon 1930 in den „Süd-deutschen Monatsheften“. An der ostpreußischen Landschaft hebt er das „nach innen Gewandte, Zugeschlossene und still in sich Ruhende“ hervor... Wir haben die Zone der Wälder... hügelauflauf und hügelab, von Horizont zu Horizont. Tausend Seen schlafen in ihrem Kleid... Wir haben die Zone der Ströme, träge und dunkel ziehend, zwischen Erlenwald und den großen Mooren, über die der Blick nicht reicht... Die Trachten der Frauen sind bunt, ihr Hausrat, ihre Grabkreuze. Aber die Worte und Melodien ihrer Lieder sind von unsäglichem Schermer... Die Horizonte sind weiter gespannt als in den Wäldern, die Leidenschaften wilder, der Tod näher. Dem zermalmenden Eisgang des Melmelstromes ist nichts zu vergleichen, was die masurische Erde hervorbringt an zerstörender Kraft... Was aus dem dumpfen Atem der Ströme steigt, ist eine düstere Ballade, drohend und schicksalsschwer...“

Ernst Wiecherts „Geleit in die Heimat“ erinnert an die Traditionen des ostpreußischen Geistes: „Nun, da wir von dieser Erde gesprochen haben, ist es uns nicht, als seien Hamann und Herder aus dem Sturm ihrer Wälder emporgebrochen? Als habe Agnes Miegel am Ufer der klagenden Ströme gesessen und Käthe Kollwitz sich über das dunkle Moorwasser gebeugt um ihre Gesichte zu sehen?“

Wir sind gut beraten, uns wenigstens von Zeit zu Zeit seiner geleitenden Hand, die sich beim Lesen seiner Werke anbietet, anzuvertrauen, im Sinn seiner Erkenntnis: „Gesicht meiner Heimat. — Erst da ich dir ferne bin, erkenne ich dich ganz.“

HEINRICH ZILLICH

Dr. rer. pol., Dr. phil. h. c.

Hirschanger 1

8130 Starnberg am See

Tel. 081 51 / 34 71

Postscheck München

(BLZ 700 100 80) 267 26-800

10.12.1986

nicht abgeschickt

An den Bundesvorsitzenden der
Landsmannschaft Ostpreußen
Parkallee 84/86
2000 Hamburg 13

Sehr geehrte Herren,

als Herr Dr. Gille, mit dem ich befreundet war, noch für Sie als Sprecher wirkte, hätte meine Anrede weniger förmlich geklungen. Wer ich bin, ersehen Sie aus dem beigefügten Prospekt. Ich hatte nach dem 2. Weltkrieg - auch im 1. war ich Soldat - das Glück, gerade Urlaub zu haben; so entging ich als deutscher Hauptmann der Kriegsgefangenschaft und konnte mich sofort, als die verjagten Ostdeutschen hierzulande eintrafen, meinen siebenbürgischen Landsleuten nützlich erweisen. Damit wurde ich einer ^{der} Vertriebenenführer der ersten Stunde, noch ehe es Landsmannschaften geben durfte. Ich mit einem Landmann gab 1949/50 in 8 Bänden die ersten Anthologien der Ostdeutschen heraus ("Wir Siebenbürger", der erste Band, dann "Wir Ostpreußen", "Wir Pommern" usw.). Erst nach Jahren folgten diese Stämme mit eigenen Selbstzeugnissen. Bundespräsident Heuß erfaßte sofort, was wir getan hatten, rief uns nach Bonn und bedankte sich bei uns. Ich wurde Bundesvorsitzender meiner Landsmannschaft, als Landsmannschaften endlich entstehen durften, ich bin heute ihr Ehrenvorsitzender. Die ersten schweren Kämpfe zur Durchsetzung der Rechte der Ostdeutschen habe ich alle mitgemacht.

Dies erwähne ich, damit Sie wissen, wer ich ~~a~~ bin, heute ein Mann von fast 89 Jahren, aber wohl der einzige noch lebende Schriftsteller, der im besten deutschen Dichterverlag Langen-Müller (1931-1945) beheimatet war wie Wiechert,

Ihr Landmann. Heute sind alle dieser Dichter, die eine ganze Epoche darstellen - Grimm, Binding, Carossa, Britting, Alverdes, Eugen Roth, Wiechert, Strauß, Vesper, Kolbenheyer, Ernst, u.s.w. - tot. Aber ich lebe von ihnen noch. Ich halte

das "Ostpreußenblatt" für das weitaus beste der Vertriebenen. Ich lese es immer gefesselt und mit Zustimmung.

Was mich aber aufs Äußerste verblüfft, sind die in diesem Blatt zuweilen erscheinenden Forderungen, die Bundespost möge eine Sondermarke für Ernst Wiechert herausgeben. Ja, kennen Sie diese Ihrer Landsleute nicht? Er verdient eine derartige Ehrung nicht. Er betete für Deutschlands Niederlage im 2. Weltkrieg! Er war so verwerflich, wie es aus dem hier beigelegten Bericht hervorgeht.

Was aber mein Verhältnis zu den Ostpreußen betrifft, muß ich mich mitteilen, daß ich manche bekannte Ostpreußen zu Freunden hatte, außer Gille den Grafen Finkenstein vor allem aber die größte Balladendichterin unseres Volkes, die auch unser genialster Balladendichter ist,

die Liebe Agnes Miegel!

Als am 9. März 1959 der Miegel 80. Geburtstag in einer großartigen, vom sehr vielen Menschen besuchten Veranstaltung in Bad Oeynhausen gefeiert wurde, hielt ich - weil sie es wünschte - die Festrede, und nachdem ich ^{unter} starkem Beifall gesprochen hatte, fiel die Dichterin mir um den Hals, küßte mich rechts und links ^{auf die Wangen} und auf den ~~den~~ Mund. Ich berichte dies, damit Sie wissen, daß die "Mutter" Ostpreußens meine Freundin war, ^{sonst} die Wiechert zum Schweigen verdammt. Doch was der Wiechert ^{sonst} über sie sagte - das lesen Sie aus der Beilage. Es gibt in der deutschen Literaturgeschichte keinen schäbigeren Kerl als ihn.

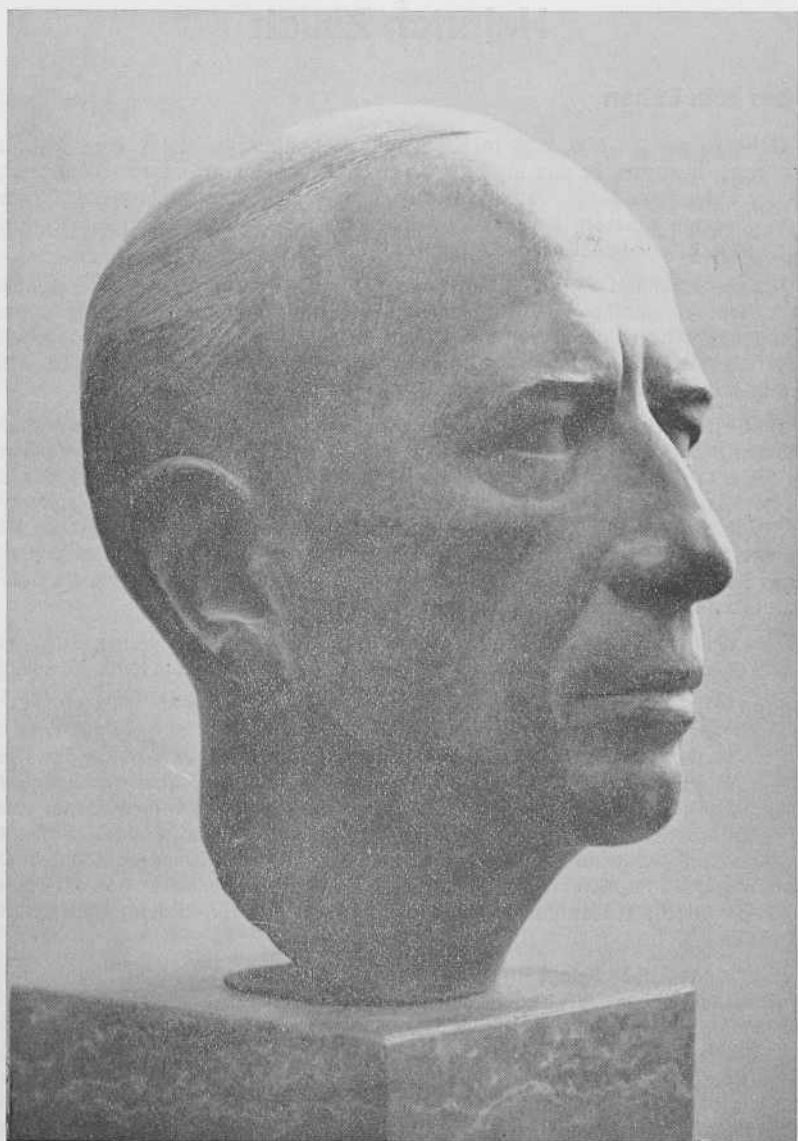
Und ich als der letzte seiner Generation im Langen-Müller-Verlag muß das aussprechen und muß, wenn unsere Post so dumm ist, diesem Menschen eine Marke zu widmen, öffentlich dagegen auftreten.

Darum bitte ich Sie, nicht mehr für eine Wiechert-Postmarke einzutreten.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. H. Lillich

*Ich bitte um Entschuldigung, weil
dieser Brief und auch die Beilage
so unsauber aussieht. Ich habe
keine Sekretärin mehr und mein
Alter verhindert, daß ich sie
erst saubere typere.*



Heinrich Heine

Bronzebüste von Professor Kurt Schmid-Ehmen

Heinrich Zillich

Über sein Leben

Geboren am 23. Mai 1898 in Kronstadt, Siebenbürgen, Sohn eines Fabrikdirektors, besuchte er das über 450 Jahre alte deutsche Honterus-Gymnasium seiner Vaterstadt. 1915: Präfekt des ebenso alten Selbstverwaltungsbundes der drei obersten Klassen, des Honterus-Coetus. 1916–1918: bei den Tiroler Kaiserjägern, Kriegsdienst an der Alpenfront. Zuletzt Leutnant.

Als seine Heimat Siebenbürgen Ende 1918 an Rumänien fiel, wurde er bald zu dessen Heer eingezogen und machte den siegreichen Feldzug gegen das kommunistische Ungarn 1919 mit. Danach Studium an der Handelshochschule Berlin. 1922: Dipl.-Kaufmann. Hierauf an der Berliner Universität Studium der Staatswissenschaften. 1924: Promotion zum Dr. rer. pol.

1924–1939: Gründer, Herausgeber und Leiter der führenden deutschen Kulturzeitschrift Südosteuropas: „Klingsor“ in Kronstadt, die sich rasch auch zu einem Mittelpunkt der geistigen Zusammenarbeit der Völker Rumäniens entwickelte. Außerdem war Zillich Hauptschriftleiter der „Siebenbürgischen Handelszeitung“ und gehörte mehrere Jahre der Redaktion der „Kronstädter Zeitung“ an. Er veröffentlichte seine ersten Bücher, zuerst Novellen, Gedichtbände, Geschichten, dann Romane und unternahm zahlreiche Vortragsreisen, die ihn in viele Länder Europas, nach Kanada und in die USA führten.

Seit 1938 wohnt Zillich in Starnberg am See als freier Schriftsteller. Während des 2. Weltkriegs war er deutscher Offizier. Neue Werke entstanden. Von 1959 bis 1980 leitete er die „Südostdeutschen Vierteljahresblätter“ in München, deren Mitherausgeber er noch heute ist.

Ehrenämter: 1952–1963 Bundesvorsitzender und Sprecher der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, heute ihr Ehrenvorsitzender. Mitglied des Ostdeutschen Kulturrates, Bonn. Ehrenmitglied verschiedener Kulturgesellschaften, z. B. des Vereins der Siebenbürger Sachsen, Wien; des Rumänischen Forschungsinstitutes, Freiburg i. Br.; der Kotzde-Kottenrodt-Gemeinde, Detmold; der Josef-Weinheber-Gesellschaft, Wien; Akademischer Rat der Humboldt-Gesellschaft, Mannheim; Mitglied der Akademie für Bildung und Kultur, München.

Ehrungen: Außer Kriegsauszeichnungen jeweils der 1. Preis in literarischen Preisausschreiben des „Neuen Ziels“, Kronstadt, 1919; des „Simplicissimus“, München, 1926; der Zeitschrift „die neue linie“, Berlin, 1932 und auch 1934; Rumänischer Orden „Bene Merenti“ 1. Kl., 1934; Literaturpreis der Reichshauptstadt Berlin, 1937; Volksdeutscher Schrifttumspreis des Deutschen Auslandsinstituts und der Stadt Stuttgart, 1937; Ehrendoktorat der Philosophie der Universität Göttingen; Südostdeutscher Literaturpreis, München 1953; Erster Empfänger des Goldenen Ehrenwappens der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland; Kulturpreis der Siebenbürger Sachsen, 1968; Wolfgang-Amadeus-Mozart-Preis 1970 der Johann-Wolfgang-von-Goethe-Stiftung, Basel; Erster Inhaber der Plakette „Pro Arte“ (1978) der ostdeutschen Künstlergilde EBlingen; Goldener Ehrenring der deutschen Literatur 1978; Inhaber der Jirecek-Medaille in Gold der Südosteuropa-Gesellschaft, München, 1979; Adam-Müller-Guttenbrunn-Plakette des Südostdeutschen Kulturwerkes, München, 1981.

Über sein Werk

Unter seinen 37 Büchern (Gesamtauflage über 1 Million 600 Tausend) sind die wichtigsten: Komme was will, Gedichte; Gesamtausgabe der Novellen: 1. Bd. Die Schicksalsstunde, 2. Bd. Sturm des Lebens; die heiteren Geschichten: Flausen und Flunkereien; Siebenbürgen; das Kinderbuch „Krippelore und der Feuermann“; die Romane: Zwischen Grenzen und Zeiten – Der Weizenstrauß – Grünk oder das große Lachen – Der Sprung im Ring. Manche Erzählungen und Novellen kamen auch in Einzelausgaben heraus, mehrere Bücher wurden in fremde Sprachen übersetzt. Seine Jugenderinnerungen liegen im Buch „Die große Glocke“ vor; die wichtigsten Novellen im Band „Wälder und Laternenschein“ (Langen-Müller, München 1978).

Zillich wirkte ferner als **Herausgeber** von Anthologien, so z. B. „Wir Siebenbürger, ein Hausbuch“ – „Bekenntnis zu Josef Weinheber, Erinnerungen seiner Freunde“ – „Den Gefallenen, Ein Buch des Gedenkens mit Vorwort von Theodor Heuss“ – „Siebenbürgisch-Sächsische Heimatfibel“ – „Friedrich Hensel, ein deutscher Leonidas, sein Lebensbild in Briefen“. – „Oskar G. Netoliczka, Zeichnungen und Porträtplastik“.

Über Zillich: die neueren Literaturgeschichten, z. B. die von Karl Kurt Klein, Fechter, Pongs, Martini; das „Lexikon der Weltliteratur“ bei Kröner und sonstige Nachschlagewerke wie „Persönlichkeiten Europas“, Stuttgart-Zürich 1977; am ausführlichsten neben anderen sich – heute auch in Rumänien – mit Zillich beschäftigenden Arbeiten – die Marburger Dissertation von Erwin Katschinski „Die Form in der Erzählkunst bei Heinrich Zillich“; dann das Kapitel „Heinrich Zillich“ in der „Geschichte der deutschen Novelle“ von Professor Dr. Johannes Klein, 1954, und das Buch von Walter Myss „Fazit nach 800 Jahren, Geistesleben der Siebenbürger Sachsen im Spiegel der Zeitschrift Klingsor“, München, 1968, ferner: die Gedenkschrift zur Verleihung des Mozartpreises 1970, Basel, sowie die Broschüre „Heinrich Zillich“, München, 1978, mit Lobansprachen von Hans Bergel und Dr. Wilhelm Bruckner zum 80. Geburtstag. 1983 erschien, herausgegeben von Dr. Oskar Schuster, die umfangreiche Festschrift „Epoche der Entscheidungen, Die Siebenbürger Sachsen im 20. Jahrhundert. Gewidmet Heinrich Zillich zum 85. Geburtstag“.

g

s

18.12.1986

An ~~die~~ Bundesvorsitzenden der
Landsmannschaft Ostpreußen
Parkallee 84/86
2000 Hamburg 13

Sehr geehrte Herren,

als Herr Dr. Gille, mit dem ich befreundet war, noch für Sie als Sprecher wirkte, hätte meine Anrede weniger förmlich geklungen. Wer ich bin, ersehen Sie aus dem beigelegten Prospekt. Ich hatte nach dem 2. Weltkrieg - auch im 1. war ich Soldat - das Glück, gerade Urlaub zu haben. So entging ich als deutscher Hauptmann ^{22.} der Kriegsgefangenschaft und konnte mich sofort, als die verjagten Ostdeutschen hierzulande eintrafen, meinen siebenbürgischen Landsleuten nützlich erweisen. Damit wurde ich einer ^{der} Vertriebenenführer der ersten Stunde, noch ehe es Landsmannschaften geben durfte. Ich mit einem Landmann gabe 1949/50 in 8 Bänden die ersten Anthologien der Ostdeutschen heraus ("Wir Siebenbürger", der erste Band, dann "Wir Ostpreußen", "Wir Pommern" usw.). Erst nach Jahren folgten diese Stämme mit eigenen Selbstzeugnissen. Bundespräsident Heuß erfaßte sofort, was wir getan hatten, rief uns nach Bonn und bedankte sich bei uns. Ich wurde Bundesvorsitzender meiner Landsmannschaft, als Landsmannschaften endlich entstehen durften, ich bin heute ihr Ehrenvorsitzender. Die ersten schweren Kämpfe zur Durchsetzung der Rechte der Ostdeutschen habe ich alle mitgemacht. Dies erwähne ich, damit Sie wissen, wer ich bin, heute ein Mann von fast 89 Jahren, aber wohl der einzige noch lebende Schriftsteller, der im besten deutschen Dichterverlag Langen-Müller (1874-1945) beheimatet war wie Wiechert, ihr Landmann. Heute sind alle dieser Dichter, die eine ganze Epoche darstellen - Grimm, Binding, Carossa, Britting, Alverdes, Eugen Roth, Wiechert, Strauß, Veper, Kolbenheyer, Ernst, u.s.w. - tot. Aber ich lebe von ihnen noch. Ich halt

das "Ostpreußenblatt" für das weitaus beste der Vertriebenen. Ich lese es immer gefesselt und mit Zustimmung. Blätter

Was mich aber aufs Äußerste verblüfft, sind die in diesem Blatt zuweilen erscheinenden Forderungen, die Bundespost möge eine Sondermarke für Ernst Wieschert herausgeben. Ja, kennen Sie diesen Ihrer Landsleute nicht? Er verdient eine derartige Ehrung nicht. Er betete für Deutschlands Niederlage im 2. Weltkrieg! war so verwerflich, wie es aus dem hier beigelegten Bericht hervorgeht. Was aber mein Verhältnis zu den Ostpreußen betrifft, muß ich mich mitteilen, daß ich manche bekannte Ostpreußen zu Freunden hatte, außer Gölle den Gräßen Finkensteig vor allem aber die größte Balladendichterin unseres Volkes, die auch unser genialster Balladendichter ist.

die Lili Agnes Regel!

Als am 9. März 1959 der Miegel 80. Geburtstag in einer großartigen, von sehr vielen Menschen besuchten Veranstaltung in Bad Oeynhausen gefeiert wurde, hielt ich - weil sie es wünschte - die Festrede, und nachdem ich ^{unter starkem} Beifall gesprochen hatte, fiel die Dichterin mir um den Hals, küßte mich rechts ^{auf die Wangen} und links ^{auf den Mund}. Ich berichte dies, damit Sie wissen, daß die "Mutter" Ostpreußens meine Freundin war, die Wiechert zum Schweigen verdammt. Doch was der Wiechert ^{sonst} über sie sagte - das lesen Sie aus der Beilage. Es gibt in der deutschen Literaturgeschichte keinen schäbigeren Kerl als ihn.

Und ich als der letzte ^{Meine} Generation im Langen-Müller-Verlag muß das aussprechen und muß, wenn unsere Post so dumm ist, diesem Menschen eine Marke zu widmen, öffentlich dagegen auftreten.

Darum bitte ich Sie, nicht mehr für eine Wiechert-Postmarke einzutreten.

Mit freundlichen Grüßen

Ich bitte um Entschuldigung, weil
dieser Post und auch die Beilage
so unsauber aussieht. Ich habe
keine Sekretärin mehr und mein
Lebensgefährte, der ich so
einstandertippte.

ikgs

Herausgeber:
Deutschland-Stiftung e.V.

DEUTSCHLAND magazin

Verlag Deutschland-Magazin, Kampenwandstraße 16, 8210 Prien

Herrn
Dr. Heinrich Zillich
Hirschanger 1

8130 Starnberg am See

Verlag, Redaktion, Vertrieb und
Anzeigenverwaltung:
Kampenwandstr. 16
8210 Prien
Telefon: 08051-3041/3042
Telex: 525442 deuma d

Postscheckkonto München 210-801
Sparkasse Prien
Konto 265900 (BLZ 711 500 00)
Bayer. Vereinsbank München
Konto 300 400 (BLZ 700 202 70)

07. Januar 1987 z/ka

Lieber Herr Dr. Zillich,

herzlichen Dank für Ihren Brief vom 23. Dezember 1986. Mich haben Ihre Ausführungen über Ernst Wiechert sehr interessiert, zumal ich doch vor allem in früheren Jahren immer sehr von seinen Büchern beeindruckt war.

Was Sie über seine seltsamen Äußerungen in dem mir anliegend gesandten Bericht mitteilen, hat mich allerdings ziemlich bestürzt. Ich habe Ihren Brief samt der Anlage dem "Ostpreußenblatt" zugänglich gemacht und hoffe, daß man dort daraus durchaus einige Konsequenzen zieht, obwohl mein Einfluß natürlich begrenzt ist.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

Kurt Ziesel
Kurt Ziesel

(Herausgeber)



lassen
gefallen (konnte, gegen diesen Staat - der in Bromberg ein Stützbild unter
unter den Deutschen errichtete - zusammen mit England verging. Man weiß,
daß Imperialismus den Krieg wilschte. Das Reich schien ihm zu wichtig gewor-
den zu sein. Und England, in seinen ewigen gegen uns gerichteten Handels-
nord, machte mit. Die Phrasen der Menschlichkeit und Demokratie, die man
dabei verwendete, führten, NIEMAL als das Ziel erreicht war, die Vernichtung
des Reichs, nicht zu einer besseren Welt. Nein, die westlichen "Demokratien"
machten ihren tatsächlichen Todfeind, den Krieger, zur Übermacht; sie verloren
ihre Kolonien, wovon in denen viele Nachbarn am Rande kamen; Nord, Polter
und Elend regieren dort bis zum heutigen Tag. Und seit 1945 gab es über 100
Kriege.

Angesichts dieser Wirklichkeit ist offenkundig, was man von Niecherts Welt-
betrachtung zu halten hat. Er durchschaute gar nicht, was vorging. Er hatte
nur die "Partei", die ihr an ihm begangenes Unrecht sehr schnell gütete
und nichts dabei fand, daß er seinen Beutel mit Kontrollen füllte.

Doch daß er heraus, obgleich stündig von Herr, Gerechtigkeit und Seele
schweißend, die Tragödie des Reichs gar nicht spürte - wie sollte er auch,
er hatte doch dessen Kriegsanforderung erteilt - daß er selbst an Ostpreu-
sens, seiner Heimat vollständiger Vernichtung kaum ein Wort verschwendet -
beweist, daß außer seiner Eitelkeit und Vornehmlichkeit nichts wirklich
für ihn bestimmend war als Selbstgerechtigkeit und Haß.